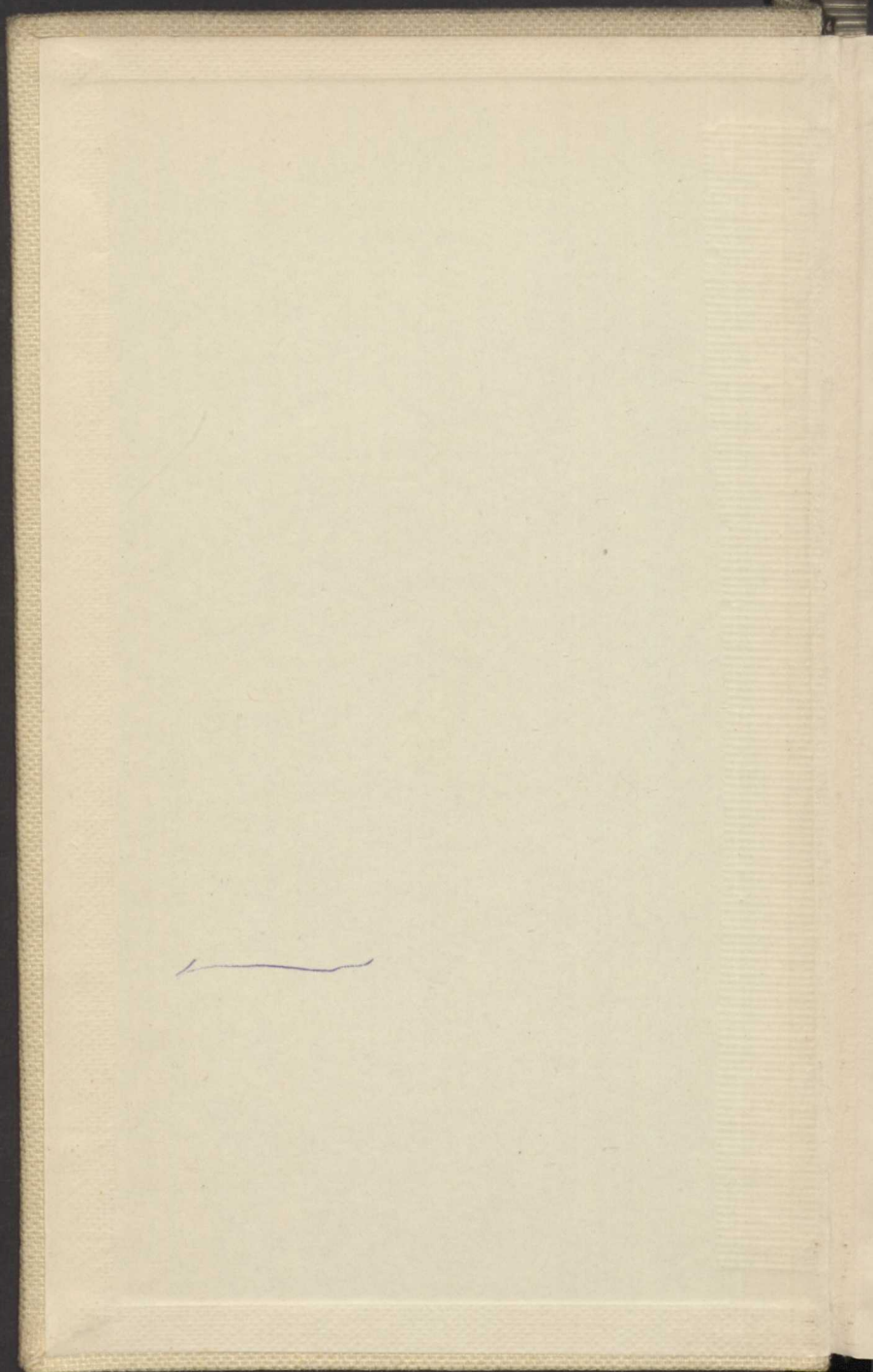
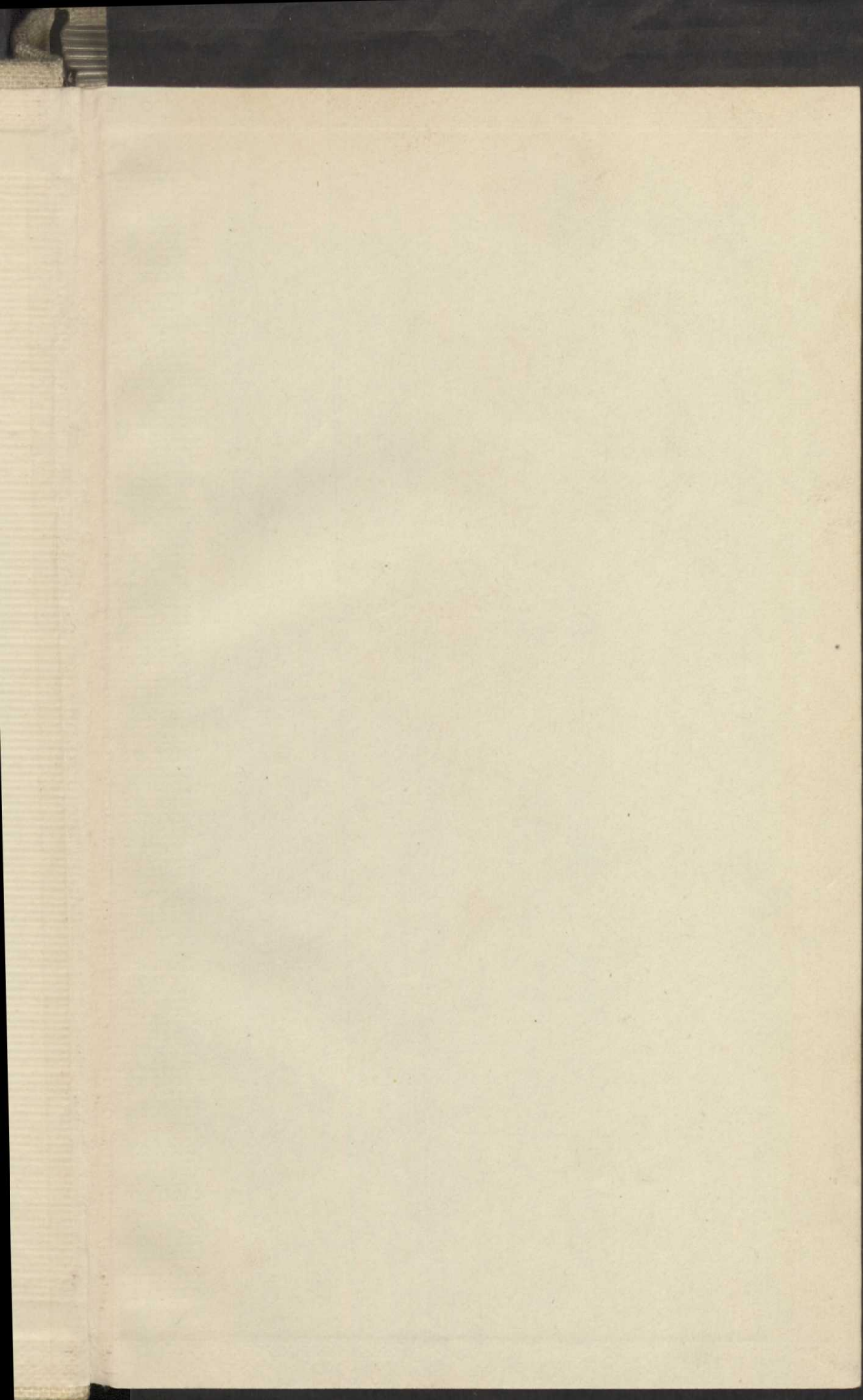
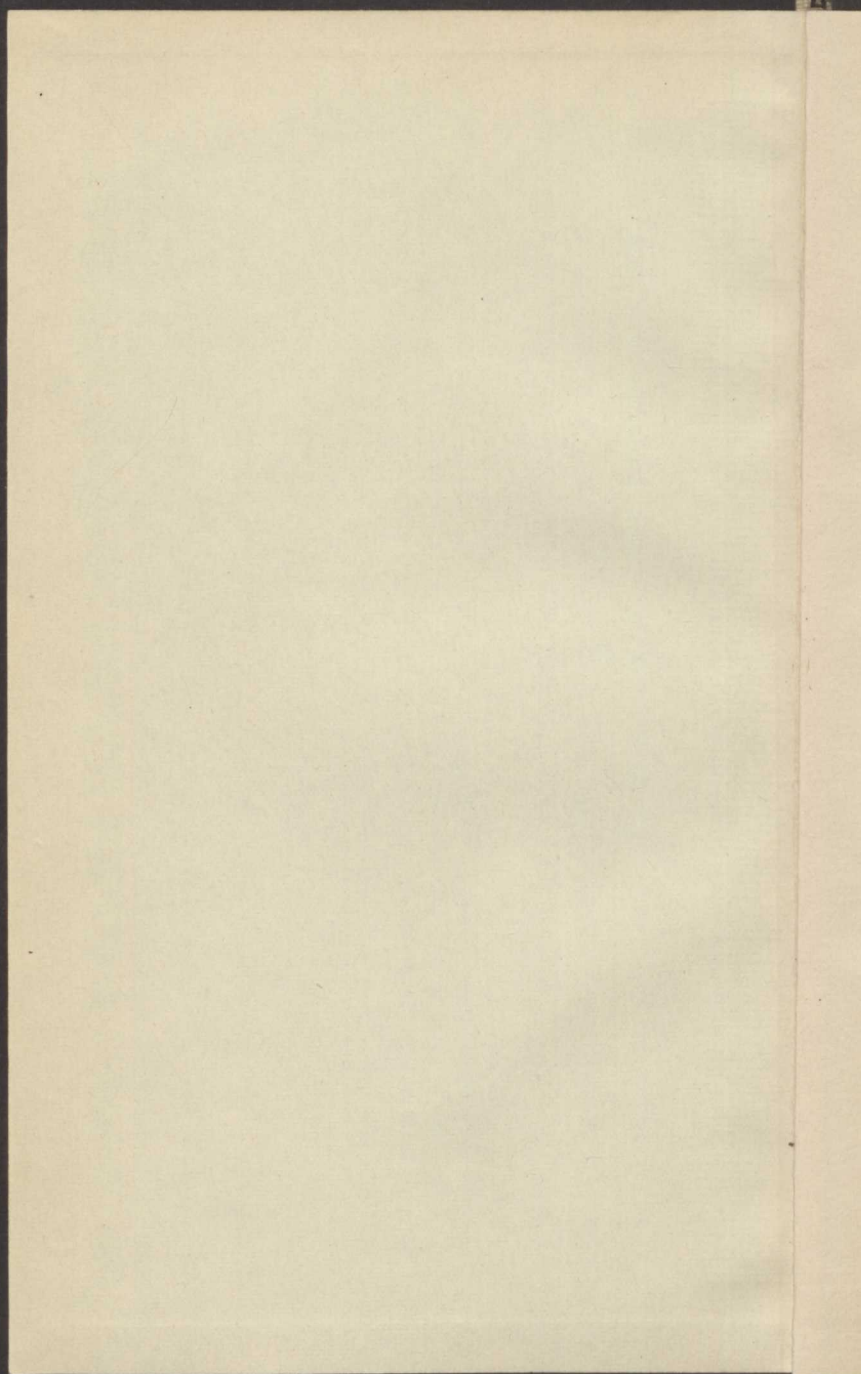


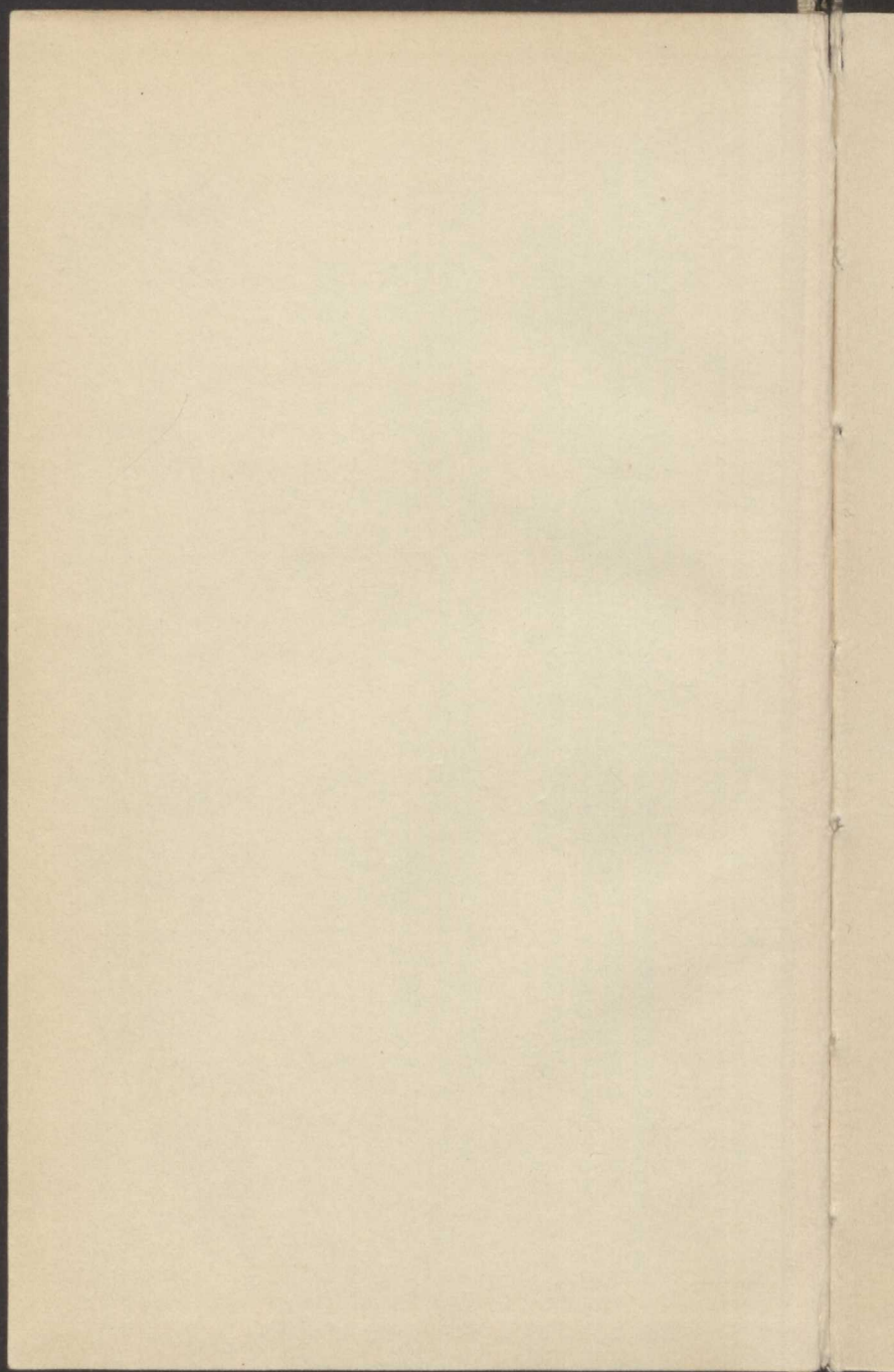
Kacinty
*
Selbstgespräche
in der
Badewanne











FRIEDRICH KARINTHY

*Selbstgespräche
in der Badewanne*

Ein Band Hümoresken

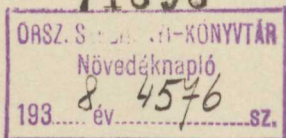
1937

RALPH A. HÖGER VERLAG
BERLIN — WIEN — LEIPZIG

Autorisierte Übertragung aus dem Ungarischen von
Andreas Gaspar
Der Schutzumschlag und die Zeichnungen im Text
sind von Franz Katzer



71898



Copyright 1936 by Ralph A. Höger Verlag, Wien
Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Das dümmste Kind der Welt	7
Was der Herr wünscht	10
Personal	13
Amerikanisches Duell	18
Wenn ein Mann dasselbe tut	24
Die Lehre.	29
Selbstgespräche in der Badewanne	34
Halandscha	39
Geheimwissenschaften	43
Zwei ärztliche Befunde	47
Alles ist anders	52
Vorsehung	56
Der Elefant	59
Nepénthes	64
Garderobe	67
Gas	69
Der Mönch	71
Abenteuer	76
Radio	79
Gespräch mit einem guten Menschen	84
Röntgenland	90
Der Anbeter	97
Harun al Raschids letztes Abenteuer	104

Der Fremde	111
Momentane Geldverlegenheit.	117
Schminke	121
Bitte genau zu fragen.	127
Die Rache der Wissenschaft	130
Das Telephon klingelt	134
Der Dichter (Eine Weihnachtslegende)	139
Gummi.	144
Das Thermometer.	146
Erste Hilfe	149
Mein Patentamt.	152
Legende vom Dichter	157
Es wird dreingeredet	162
Weltgeschichte.	167
Mustergespräche.	170
Die siebenköpfige Hydra	174
Mahlzeit und Zaturek	177
Schauspielerin.	180
Nachforschung.	185
Zwei Frauen plaudern	190
Der Hausherr ist ein feiner Mensch	194
Man soll nicht dreinreden	198
Graphologie.	203
Investition	207
Wer ist die blutrünstige Bestie?	213
Urgeschichtliches	217

Das dümmste Kind der Welt

Heute habe ich das dümmste Kind der Welt gesehen. Ich glaube nicht, daß es jemals ein dümmeres gab.

Das Kind, ein Junge von etwa dreieinhalb Jahren, stand mit seiner Mama auf der Promenade.

Ein anderer Junge, zufällig mein eigener, stand mit dem Stubenmädchen einige Schritte entfernt. Das dümmste Kind der Welt sah meinen kleinen Jungen, der sich nicht das geringste daraus machte, ohne jeden erfindlichen Grund mit aufgerissenem Mund an.

Das Stubenmädchen rief meinem kleinen Jungen zu:

„Putzchen!“

Putzchen ist beschäftigt; er kauert vor einem Sandhügel und gibt keine Antwort.

Das andere Kind schaut sich um. Kneift die Augen zusammen. Wendet sich seiner Mutter zu.

Kleiner Junge (mit gedehnter, fetter Stimme):
Mu-u-ut-ti!

Mutti (herzlich): Ja, mein Kind?

Kleiner Junge: Ich bi-in Pu-utzchen?

Mutti (freundlich): Nein, mein Kind.

Kleiner Junge (nach einigem Nachdenken):
Wer bin dann i-i-ich?

Mutti (mit unerschütterlicher Ruhe): Du bist Fritzchen.

Fritzchen: Ich bi-in Fri-i-itzchen?

Mutti: Ja, mein Kind.

Fritzchen (nickt): Ich bi-in Fri-i-itzchen.

(Pause. Ich starre Fritzchen an. Fritzchens Mutti wirft mir verstohlen einen Blick zu, bemerkt, für wie dumm ich ihr Fritzchen halte, sie selbst dürfte es schon gewohnt sein. Ein wenig schämt sie sich indes doch und, offenbar in der Absicht, Fritzchen in meinen Augen zu rehabilitieren, ruft sie ihm zu.)

Mutti: Was gaffst du da, Fritzchen? Geh und renn ein bißchen herum.

Fritzchen: Ich soll he-e-rumren-nen?

Mutti: Freilich. Geh und lauf da den Hügel hinauf.

Fritzchen: Ich soll hin-auf-lau-fen?

Mutti: Freilich! Lauf nur hinauf.

(Fritzchen sinnt einige Sekunden nach, läuft dann wie einer, dem ein Licht aufgegangen ist, den Hügel hinauf. Mutti sieht mich triumphierend an: Na, sehen Sie? Er ist hinaufgelaufen! In diesem Augenblick:)

Fritzchen: Mu-ut-ti!

Mutti: Was gibt's, mein Kind?

Fritzchen: Bin ich jetzt — o-o-oben?

✱

Das war bis jetzt das dümmste Kind, das ich im
Leben gesehen habe.

Unter Kindern habe ich so etwas Dummes noch
nicht gesehen.

Auch unter Erwachsenen nur selten.

Was der Herr wünscht

Ein Glück, daß es mir noch eingefallen ist, eine Stunde vor Abfahrt des Nahzugs. Ich habe nämlich die strenge Weisung, unbedingt eine Pikeedecke mitzubringen, weil das Federbett im Landhaus viel zu warm und das Leintuch viel zu dünn ist. Im Laden hier wird man wohl Pikeedecken bekommen.

„Guten Tag.“

„Ergebenster Diener. Was wünscht der Herr?“

„Haben Sie Pikeedecken?“

„Pikeedecken, Pikeedecken ... Aber natürlich, sofort. Johann, was gaffst du da herum, der gnädige Herr wünscht Pikeedecken. Steig auf die Leiter. Oben rechts. — Was wünscht der Herr? Badetrikot, unten und hinten ausgeschnitten? In Blau? (Das gilt einem anderen Kunden.) Jawohl, bitte, was der Herr wünscht. — Ach ja, ich weiß schon, wie soll die Decke also sein?“

„Was heißt das: Wie sie sein soll? Sie soll aus Pikee sein, und wie eine Decke soll sie aussehen.“

„Darf es eine bessere Qualität sein?“

„Schaun Sie, bitte, lassen Sie mich in Ruh, ich brauche nichts Teures, aber es wird Ihnen ebensowenig gelingen, mir das Geständnis zu erpressen, daß ich einen seit mehreren Jahren benutzten

Geschirrfetzen wünsche, statt einer Pikeedecke. Geben Sie mir eine anständige Pikeedecke, billig.“

„Haha, jawohl, bitte, sofort, was der Herr wünscht. Für wen soll sie sein?“

„Was heißt das, für wen sie sein soll! Das ist das Neueste. Muß man die betreffende Person behördlich anmelden, oder bewilligt die Devisenstelle jetzt auch von Decken nur solche, nach denen man sich strecken soll? Muß man am Ende auch eine Legitimation mit Lichtbild vorweisen?“

„Hahaha, was der Herr wünscht, ich frage nur, ob es eine Decke für einen Großen oder für ein Kind sein soll?“

„Natürlich für einen Großen. Höchstens werde ich sie einschlagen, wenn ich mein Kind damit zudecke. Also zeigen Sie mir endlich etwas, um Gotteswillen, Schluß mit der Voruntersuchung, liefern Sie mich endlich der Staatsanwaltschaft ein.“

„Haha, ich sehe, der Herr ist ein bißchen nervös. Was der Herr wünscht. Hier ist die Decke.“

„Aber das ist doch nicht Pikee.“

„Natürlich nicht. Viel besser und billiger. Nessel-tuch.“

„Aber ich habe ausdrücklich eine Pikeedecke gewünscht. Und was soll das heißen, die ist ja höchstens anderthalb Meter lang!“

„Das genügt vollkommen, bitte.“

„Für ein Bett?“

„Das gehört nicht ins Bett, bitte, sondern auf den Tisch. Für Tische nimmt man überhaupt kein Pikee.“

„Um Gottes willen, Mensch, verstehen Sie doch endlich, ich habe eine Bettdecke verlangt, keine Tischdecke.“



„Bettdecken aus Nesseltuch gibt es überhaupt nicht.“

Ich brüllte: „Aber ich habe doch eine aus Pikee verlangt!“

„Aus Pikee gibt es wieder keine Tischdecke. Kaufen Sie diese aus Nesseltuch, die können Sie ganz billig bekommen. Was der Herr wünscht.“

Ich stürzte aus dem Laden, denn jetzt weiß ich schon, was ich wünsche: ich wünsche mir eine Keule in die Hand, um die Welt von diesem Unhold zu erlösen.

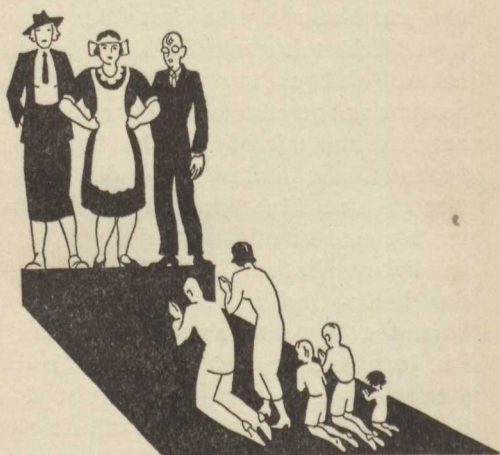
Personal

Da es bekanntlich nicht gut ist, daß der Mensch, ein von Natur egoistisches Tier, allein sei, heiratete ich seinerzeit in der egoistischen Annahme, daß es mir besser gehen werde. Ich hoffte dann jemanden zu haben, der sich meiner annahm und mir himmlische Rosen ins irdische Leben flocht, indes mich die Gedanken un-
stet auf dem Meer der Leidenschaft trieben. Ich mietete eine Vierzimmerwohnung, die alsbald von fröhlichem Kinderlallen erfüllt wurde. Meine Kinder heißen Fritz, Franz und Liselotte. Dazu kommt noch meine arme, brave Frau Josua, die ich Josua nenne, erstens, damit man ihren Namen schwerer errate, zweitens, weil das männliche Pseudonym ganz gut auf sie paßt und sie von Rechts wegen einen Männernamen tragen könnte, sintemal sie kurzes Haar trägt, reitet, raucht und spuckt. Drittens aber nenne ich sie arm und brav, weil ich sie zum Objekt meiner egoistischen Heiratsgelüste erwählt habe.

Zu alldem aber kam natürlich noch das Personal, bestehend aus der Gräfin Maria Pospischil, der Köchin, Mabel Heartbroken, der englischen Nurse, und Amandus Schüchtern, dem Hauslehrer.

Die schlichten Appartements unserer Köchin

lagen im hinteren Trakt der Wohnung, jenseits der Küche. Die englische Nurse schlief im Salon, um uns nicht zu stören. Der Hauslehrer war solchermaßen genötigt, mit meinem Arbeitszimmer vorliebzunehmen, da für ihn sonst



kein Platz da war. Wir selbst wohnten zu fünft im Hofzimmer.

Unser Glück schien ungetrübt, als vor etwa einem halben Jahre infolge eines scheinbar bedeutungslosen Vorfalles gewisse Schwierigkeiten auftraten.

Ich mußte nämlich auf eine Woche wegfahren, um unsterblich auf dem schon eingangs erwähnten Meer der Leidenschaft zu treiben. Zugleich er-

krankte Fritz und hustete die ganze Nacht, so daß meine Frau nicht schlafen konnte. Da der Husten die englische Nurse nicht störte, zog sie ins Hofzimmer, während meine Frau sich im Salon das Bett machen ließ. Am nächsten Tag stellte sich heraus, daß das Bett für die Miß zu kurz war, man suchte also die Frage dadurch zu lösen, daß man die Betten austauschte. Infolgedessen hatte das Klavier nur Platz, indem es vor die Tür des Herrenzimmers geschoben wurde. Daher konnte man ins Herrenzimmer nur durchs Badezimmer gelangen, was deshalb mit Schwierigkeiten verbunden war, weil der Hauslehrer, der die Kinder um acht Uhr früh zur Schule begleitete, gerade zu der Stunde durch den Salon mußte, da die Miß sich nach der Hausordnung ankleidete. Anfangs suchte man dem dadurch abzuhelpen, daß man der Köchin den Platz des Hauslehrers einräumte, da aber der Hauslehrer nicht im Mädchenzimmer schlafen wollte, mußte man für ihn in der Nähe unserer Wohnung ein Zimmer in Untermiete nehmen.

Von meiner Reise zurückgekehrt, traf ich meine Frau in Nervenkrämpfen an, weil sich herausgestellt hatte, daß die Köchin dem Hauslehrer Besuche abstattete, was auch den Kindern zur Kenntnis gelangte. Meine erste Verfügung war der Hinauswurf des Hauslehrers, an dessen Stelle nach einigen Beratungen ein Stubenmädchen aufgenommen wurde. Das Untermietzimmer behielten wir, weil das Stubenmädchen sich auch zu

Näharbeiten bereit erklärte, die sie nur dort verrichten konnte.

Hingegen wurde meine Frau infolge der durchgemachten Aufregungen bettlägerig. Für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit übernahm der Hausarzt keine Gewähr, da es nach seiner Ansicht in einer so geräuschvollen Wohnung keine Heilung gab. Ich ließ daher die Frau in ein Sanatorium bringen. Im Sanatorium hatte sie die Möglichkeit, die Lage in aller Ruhe zu überdenken, und kam als brave, um ihre Kinder besorgte Mutter zu der Erkenntnis, daß die Kinder ohne sie verwildern würden. Sie schrieb mir einen Brief, worin sie anordnete, Fritz sei bis zu ihrer Genesung (von der aber nach ihren Verfügungen noch lange keine Rede sein konnte) bei Tante Rosalinde unterzubringen, Franz in ein Pensionat zu geben und die sechsjährige Liselotte nach Tunlichkeit zu verheiraten. Ich telefonierte an den Arzt des Sanatoriums, der mir den Rat gab, meiner Frau in allem den Willen zu tun, weil die psychoanalytische Methode, nach der sie jetzt behandelt werde, dies vorschreibe. Zuerst brachte ich also Fritz bei den Verwandten unter, was aber erst dadurch möglich wurde, daß ich die Miß mitschickte. Da Franz solchermaßen ohne Aufsicht blieb, machte ich aus dem Hauslehrer eine Kindergärtnerin und schickte Liselotte in die Provinz. Tante Rosalinde hatte jedoch mit dem Stubenmädchen Differenzen, wodurch die Köchin ihren ursprünglichen Wirkungs-

kreis verlor und mit der Kündigung drohte, die man darum nicht annehmen konnte, weil wir dann niemand gehabt hätten, für den Schwager des Onkels zu kochen, der inzwischen bei uns eingezogen war und mit Rücksicht auf seine vorgeschrittene Zuckerkrankheit nur die Kost unserer Maria essen durfte.

Ich will den Leser mit den Weiterungen nicht langweilen. Die endgültige Lösung habe ich soeben gefunden.

Der Schwager des Onkels blieb mit Maria in der Wohnung. Zugleich ist es mir gelungen, die Miß und das Stubenmädchen in einer bequemen Pension eines italienischen Kurortes unterzubringen.

Ich selbst bezog eine Garçonwohnung in der Vorstadt. Hier büße ich nun für meinen Egoismus, von dem ich zu meiner Schande im Leben wie in dieser Erzählung ausgegangen bin.

Amerikanisches Duell

Hochverehrter Herr!

Zitternd und erschauernd greife ich zur Feder — noch sechs Monate habe ich zu leben, und der kalte Atem des Todes macht mir schon jetzt das Blut in den Adern erstarren. Kaum zwei Monate ist es her, daß wir unser verhängnisvolles Duell austrugen. Ich weiß, ich habe die schwarze Kugel gezogen und muß gehen.

Ich weiß auch, daß Sie unerbittlich und unbeugsam sind und kein Erbarmen kennen. Trotzdem: zitternd, mit erbleichenden Lippen glaube ich meine Hände schon jetzt falten und Ihnen entgegenstrecken zu müssen: Gnade, Gnade, mein mächtiger Feind; ich fürchte mich entsetzlich vor der Vernichtung. Ich bitte um Gnade und Verständnis: entbinden Sie mich meiner Pflicht und lassen Sie mich leben, lange kann es ohnedies nicht mehr dauern. Sie wissen, daß ich ein schwacher lungenkranker Mensch bin, für den diese Gnade bestenfalls einen ein- bis zweijährigen Aufschub bedeutet, nachher muß ich ohnedies gehen, als Besiegter in einem Duell, das ich mit einem noch grausameren Gegner austrage: mit dem Leben. Oh, so fühlen Sie mit mir Erbarmen! Schreiben Sie mir ein einziges Wort, daß Sie mich meiner Pflicht entbinden, daß Sie nicht auf

meinem vorzeitigen Tod bestehen. Wenn nicht — werde ich wissen, was ich zu tun habe.

*

Geehrter Herr!

Sie haben meinen Brief vom vorigen Monat unbeantwortet gelassen, mich meines Wortes nicht entbunden. Ich weiß nur zu gut, was meine Pflicht ist, und nicht das Zögern, sondern ein letzter Hoffnungsschimmer drückt mir die Feder in die Hand, Sie noch einmal in aller Form zu fragen: Bestehen Sie wirklich darauf, daß ich mich in fünf Monaten erschieße? Denn wenn Sie darauf bestehen, muß ich mich wohl im Ernst erschießen. Ich habe heute in einem Kodex der ritterlichen Affären nachgeschlagen. Dort steht ausdrücklich, daß man, falls man sich nach einem amerikanischen Duell nicht erschießt, sofort disqualifiziert wird und von seinem Gegner jederzeit geohrfeigt oder auf offener Straße mit der Hundepeitsche verprügelt werden kann. Ich will das vermeiden und bitte Sie darum noch einmal: Haben Sie die Güte und entbinden Sie mich meines Wortes.

Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich diesmal kürzer und nachlässiger schreibe als im vorigen Monat. Ich bin nämlich zum Zeitvertreib, und um Vergessen zu finden, in einen athletischen Verein eingetreten; ich turne viel und habe wahrhaft keine Zeit, mich mit Stilübungen abzugeben. Übrigens fehlt mir dazu auch die Lust.

*

Herr!

Sie haben noch immer nicht geantwortet, obwohl seither schon wieder ein Monat vergangen ist.

Jetzt möchte ich also wirklich wissen, was Sie eigentlich wollen? Haben Sie faktisch keine anderen Sorgen, als daß ich mich erschieße? Hat man Sie als Kind verdroschen, wenn Sie nicht darauf bestanden haben, daß ich mich wegen der Mizzi Krakauer erschieße? Hören Sie mit dem Stumpsinn auf, lassen Sie mich in Ruhe und schreiben Sie mir klipp und klar, daß Sie diese Dummheit vergessen haben. Lächerlich! Ich habe die schwarze Kugel gezogen, na und? Auch Sie hätten mit derselben Mühe die schwarze Kugel ziehen können. Ich weiß gar nicht mehr, wie die Sache gekommen ist: wir waren nachmittags sehr aufgeregt wegen der Mizzi, und Sie schoben mir die Schachtel hin: „Entweder — oder! Lassen Sie sehen, wer von uns beiden die schwarze Kugel zieht.“ Ich griff hinein, aber ich kann Ihnen versichern, ich wollte die andere Kugel ziehen, die schwarze habe ich nur zufällig erwischt. Und jetzt muß ich wegen so eines Unsinns mit Ihnen korrespondieren!

Ich sage Ihnen also noch einmal, hören wir schon mit dieser Dummheit auf, im übrigen aber schließe ich, weil ich zum Sportfest muß, zum Sportfest meines Vereins, an dem ich als Kugelstoßer und Ringer teilnehme. Adieu, schreiben Sie!

*

Herr Schwarz!

Gelinde gesagt, wirft es kein gutes Licht auf Ihre Erziehung, daß Sie meinen letzten Brief, den ich vor einem Monat schrieb, wieder unbeantwortet lassen. Wo haben Sie Ihre Manieren gelernt? Sie sollten doch wenigstens „Muh“ sagen. Ich werde mir die Finger nicht wund schreiben, ich habe Besseres zu tun als Briefe an Sie zu schmieren. Bitte, teilen Sie mir postwendend mit, was ich von Ihnen zu hören erwarte, weil ich durchaus nicht gesonnen bin, noch mehr Zeit mit Ihnen zu vertrödeln. Übrigens muß ich auch abreisen. Halten Sie sich daran!

✱

Schwarz!

Also, was jetzt? Ich mache Sie aufmerksam: das ist mein letzter Brief. Ich bin ein ziemlich geduldiger Mensch, aber meine Freunde sagen, daß ich manchmal ganz unerwartet die Fassung verliere. Zum letztenmal rede ich freundlich mit Ihnen — ich tu' Ihnen nichts, tun also auch Sie mir nichts, und basta. Dann brauchen wir einander überhaupt nicht mehr zu sehen. Ich erwarte Ihren Brief morgen: eine Zeile nur, Sie wissen schon, was darinzustehen hat.

✱

Passen Sie auf, Schwarz!

Ich habe Ihren Brief erhalten, in dem Sie mir mitteilen, daß Sie morgen, am Vormittag des Stich-

tages, an meinem Fenster vorbeigehen und anklopfen werden, um mich an meine Pflicht zu erinnern.

Also jetzt passen Sie auf, Schwarz. Wenn Sie eine Mauschelle bekommen wollen, bei der Ihnen die Augen übergehen, dann trauen Sie sich nur, hierher zu kommen. Ich mache Sie aufmerksam, daß ich Mittelgewichtsmeister des Boxverbandes bin,



und wem ich eins auswische, an dem können die Studenten der Klinik den Schädelgrundbruch studieren. Und Sie können mich dann beim Salzamt verklagen.

Das alles lege ich Ihnen darum so freundschaftlich nahe, weil ich Ihnen eigentlich nichts antun möchte. Im Gegenteil! Aufrichtig gesagt, fühle ich mich Ihnen sogar verpflichtet: ein wenig habe ich es doch Ihnen zu danken, daß

ich mich in den Verein aufnehmen ließ. Ich teile Ihnen mit Genugtuung mit, daß meine Lungenkrankheit vollständig ausgeheilt ist und daß ich nach Ansicht meiner Ärzte mindestens siebenzig Jahre zum Ruhme des nationalen Sportes leben werde.

Wenn ein Mann dasselbe tut

Der Herr Direktor blieb in der Mitte der Straße stehen und redete mit strahlenden Augen fast laut zu sich selbst.

„Nein — das ist keine gewöhnliche Liebe“, sagte er weich gestimmt. „Ich habe die Männer immer verachtet, denen eine hübsche Larve genügt, den Kopf zu verlieren. Ich, ich liebe die Seele dieses Mädchens, ihre Persönlichkeit, das ganze herrliche geheimnisvolle Wesen, das mir aus ihren Worten entgegenströmt... Ich habe ihre Seele kennengelernt, diese Seele offenbarte sich mir in unseren Gesprächen, und ich vergaß völlig, daß ich einem Weib gegenüberstand. Unsere Seelen vermählten sich. Wie herrlich waren ihre Worte, wie haben sie mich zutiefst ergriffen! Was hat sie eigentlich gesagt? Man sollte es Wort für Wort aufschreiben, so schön und wahr ist alles, was sie da sagte. Wie war es nur? Daß ihr oft so sonderbar zumute ist... Ja, so hat sie es gesagt, genau so. Daß sie oft nur so vor sich hinstarre, ohne an etwas zu denken ... Mein Gott, wie schön das ist, wie poetisch! Aber wieviel Männer gibt es unter tausend, die das verstehen? Oder daß sie oft das Gefühl hat, sie möchte anderswo sein, nicht dort, wo sie ist ... Sie kann nicht sagen, wo, nur irgendwo, wo sie noch nicht

war ... Und wie wunderbar das ist und wie richtig, wie oft habe ich schon dasselbe Gefühl gehabt, nur wagte ich nicht, es so auszusprechen ... Oder wenn sie sagt, die Menschen sind nicht zu dem geboren, was sie dann werden ... Oh, wie ich durch diese köstliche Wahrheit in ihre Seele blickte, die nur ich verstehe ... Oder als sie seufzte und ich sie fragte, warum sie geseufzt habe ... Und sie lächelte nur traurig und sagte: ‚Wer weiß? Ich weiß es selbst nicht ...‘ Ach, was für eine tiefe, feine und wunderbare Antwort das war; ich fragte gar nicht weiter; ich fühlte nur, daß ich diese Seele begriffen hatte und bewundere ...“

Die Augen des Herrn Direktors wurden naß, er trocknete sie rasch, weil er unterdes im Büro angekommen war und achtgeben mußte, daß man nichts bemerkte.

Das erste, was er auf seinem Schreibtisch sah, war ein gewisses Dossier Schwarz, das er gestern zur Erledigung bestimmt hatte! Er warf einen Blick darauf und begann zu brüllen:

„Fuchs!“

Fuchs eilte erschrocken aus dem Nebenzimmer herein. Ein bleicher, junger Mann mit langem Haar.

Direktor: Hören Sie, Fuchs, das ist aber schon wirklich unerhört. Sie haben in diesem verdammten Dossier die Beilagen schon wieder nicht eingetragen.

Fuchs (errötet, schlägt die Augen nieder, stam-

melt): Pardon, Herr Direktor ... Ich bitte um Verzeihung, ich habe es vergessen...

Direktor: Sie haben es vergessen? Ja, was haben Sie denn im Kopf, daß Sie die einfachsten Sachen vergessen?... Was machen Sie den ganzen Tag für mein Geld? Sind Sie verblödet?

Fuchs (stammelt): Ich weiß wirklich nicht, Herr Direktor ... Mir ist oft so sonderbar zumute ...

Direktor: So? Ihnen ist sonderbar zumute? Was ist das für ein Stumpfsinn?

Fuchs (weinerlich): Ja ... Ich verstehe es selbst nicht ... Ich starre oft nur so vor mich hin, ohne an etwas zu denken...

Direktor: Sie starren vor sich hin, ohne an etwas zu denken? Da müssen Sie in die Irrenanstalt, lieber Freund, dort werden solche Sachen behandelt... Und kommen Sie nicht in ein Büro...

Fuchs: Bitte, seien Sie mir nicht böse, Herr Direktor ... Auch ich habe oft das Gefühl, daß ich anderswo sein möchte, nicht hier, wo ich bin ...

Direktor: Anderswo? Was Sie nicht sagen! Sie sind also mit der Konfektionsabteilung nicht zufrieden? Sie möchten vielleicht in die Gummiabteilung kommen? Aber dort braucht man eben keine Kretins, die nicht einmal in der Konfektionsabteilung etwas leisten können.

Fuchs: Ich wüßte gar nicht zu sagen, wo ... Irgendwo, wo ich noch nie war...

Direktor: Im Irrenhaus, mein Sohn, im Irrenhaus. Dort gehören Sie hin.

Fuchs: Die Menschen sind nicht zu dem geboren, Herr Direktor, was sie dann werden...

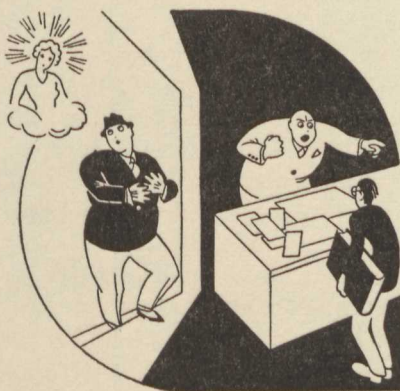
Direktor: Das ist aber köstlich! Wissen Sie noch ein paar solche Dummheiten? Schämen Sie sich nicht? Statt sich wegen Ihrer Trägheit zu entschuldigen, schwatzen Sie hier solchen Unsinn...

Fuchs (seufzt tief).

Direktor: Was schnaufen Sie, was schnaufen Sie? Wollen Sie mich wegblasen?

Fuchs (lächelt traurig): Wer weiß? Ich weiß es selbst nicht...

Direktor (in größter Wut): Sie wissen es selbst nicht? Also Sie werden es erfahren! Am Ersten



können Sie zum Teufel gehen, der wird es Ihnen dann verraten! Nehmen Sie den Mist da mit! (Wirft Fuchs das Dossier an den Kopf. Fuchs ab. Für sich, wütend.) Einen solchen Trottel schickt man mir an den Hals.

Die Lehre

I

In meinem achtundsiebzigsten Lebensjahr entdeckte ich, daß meine Frau mich seit einundfünfzig Jahren mit einem jungen Mann betrog. Ich ging zur Margaretenbrücke und machte einen schönen Kopfsprung, mit dem ich einen Weltrekord aufstellte. Nicht nur im Springen, sondern auch im Schwimmen unter Wasser, weil ich zweieinhalb Tage unter Wasser blieb, was in der Geschichte der Athletik eine beispiellose Leistung darstellt.

II

Petrus saß vor dem Projektionsapparat und rollte den Film meines Lebens auf die Scheibe. Als ich hinzukam, hielt er gerade bei der Szene meines Sprungs in die Donau. Das aus verschiedenen Himmelsbewohnern bestehende Publikum lachte herzlich über mein komisches Zappeln. Ich geriet in Wut und riß den Alten am Arm. Darauf riß der Film.

„Sie Esel!“ rief Petrus. „Wie werde ich das jetzt von der Scheibe herunterkriegen? Ich muß das Ganze wieder abrollen von hinten nach vorne. Das wird gut ausschauen! Gehen Sie zurück, dorthin, von wo Sie gekommen sind!“

Und er begann den Film meines Lebens von hinten nach vorne abzukurbeln.

III

Im nächsten Augenblick stürzte ich mit den Beinen nach oben aus der Donau und sprang auf die Margaretenbrücke. Ich ging rückwärts schreitend nach Hause, begab mich rückwärts schreitend in meine Wohnung im ersten Stock, schloß die Tür, worauf sie sich öffnete, retirierte durchs Vorzimmer und setzte mich aufs Sofa zurück.

IV

Für einen Augenblick entfernte ich mich. Ich ging mit dem Rücken ins Zimmer zurück und begann zu verdauen. Das Mittagessen war fertig, mein Diener brachte rückwärts schreitend die schmutzigen Teller, ich setzte mich auf den Stuhl zurück und legte aus meinem Magen den fertigen Rahmstrudel mit Gabel und Messer schön in den Teller zurück. Ich klebte die Fleischstückchen zusammen, die sehr gut geschmeckt hatten. Nachdem ich auch die Suppe aus dem Mund gelöffelt hatte, stand ich auf und sah auf die Uhr. Es war halb eins, um zwölf mußte ich im Büro sein, schnell entfernte ich mich rücklings aus dem Zimmer. Der in meinem Mund steckende Zigarettenstummel wurde immer länger, endlich zündete ich ihn an und steckte ihn in die Tasche.

V

Zehn Jahre später begann mein Haar schwarz zu werden, und die Zähne fielen mir nach und nach in den Mund. Man entzog mir die Pension, die Arbeit begann. Ich setzte mich wieder an den Schreibtisch und kritzelte mit großem Eifer, bis ich von der letzten Zeile bis zur ersten fertig war. Meine Chefs schätzten mich sehr, später aber kannten sie mich nicht mehr so gut, und nach fünfundzwanzigjähriger ehrlicher Arbeit wurde ich als Praktikant mit geringem Anfangsgehalt angestellt. Jetzt stand ich also im größten Elend da, ohne Posten, mit meiner Frau, die immer schöner wurde und mich immer mehr liebte.

VI

Damals war ich schon fünfundzwanzig Jahre alt, ich entführte meine Frau zu ihrem Vater und verliebte mich in sie. In einer leidenschaftlichen, heißen Nacht fiel sie mir dreimal voreinander in die Arme, wurde mein, worauf ich immer schüchterner wurde, ich faßte sie bei der Hand, doch sie zog sie zurück, endlich lernten wir uns kennen und ich stellte mich vor. Nachher sah ich sie nicht wieder.

VII

Ich erhielt mein Doktordiplom, und die goldne Burschenherrlichkeit begann. Ich war jung und glücklich, lernte gern und wußte demgemäß immer weniger. Aber ich sammelte mehr und mehr

Kräfte und trat wieder ins achtzehnte Lebensjahr. Ich legte die Matura ab, mein Schnurrbart entwickelte sich schön zurück, ich wuchs in meine Kleider hinein und vergaß voll Eifer. Mit vierzehn Jahren genas ich von einer Cholera, die fast verhängnisvoll geworden wäre, doch nach kurzer Zeit folgte die Infektion, und ich hatte die Gefahr überwunden. Von da an floß mein Leben ruhevoll dahin, ich begann zu lallen, nachher vergaß ich zu sprechen, und als ich schon klein genug war, kroch ich auf allen vieren in die Wiege zurück, um meine Amme mit Milch zu versorgen. Was nachher geschah, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur noch an einen dunklen Raum, in den ich mit Gewalt hineingezwängt wurde.

VIII

Petrus war, als ich wieder zu ihm kam, mit der Scheibe gerade fertig geworden und hob lächelnd die heiligen Hände.

„Du, der du zweimal gelebt hast“, sagte er, um die Versammelten durch eine weise Parabel zu belehren, „du, der du zweimal gelebt hast und, die Kehrseite von allem sehend, in die tiefsten Tiefen des Daseins gedrungen bist, erzähle uns: welche Lehre hast du von dem Wege mitgebracht, den gewöhnliche Sterbliche nur einmal gehen und den du dank einer besonderen Gnade der Vorsehung zweimal beschreiten durftest?“

Ich legte den Zeigefinger an die Nase und antwortete nach kurzer Überlegung:

„Die ganze Lehre, die ich mitgebracht habe, beschränkt sich auf eine einzige Beobachtung, Vater.“

„Und die wäre?“

„Daß ein expressionistisches Gedicht von hinten nach vorne ebensowenig Sinn ergibt wie von vorne nach hinten.“

Selbstgespräche in der Badewanne

I

Warmes Bad

Das Wasser ist eine herrliche Sache, wenn man es gut beobachtet. Es hat die feinsten Biegungen, die reizvollsten Bewegungen, die zartesten Zeichnungen. Und wie merkwürdig verhält es sich zu den festen Gegenständen! Wie es sich allem anschmiegt, weich, mit diskreter Berührung, wie es von allem die Form annimmt, mit dem es in Kontakt kommt, man glaubte...

Gott weiß, was man alles glaubt? Man hat oft so schöne, weiche, unbestimmte Gefühle, ohne sie zu bemerken. Offenbar stecken diese Gefühle in uns, wenn wir etwas Schöneres und Besseres ersehnen als unser Leben. Denn wir sind nicht glücklich, wir könnten es aber sein, wir sollten nur den feinen, leisen, klingenden Glöcklein lauschen, die uns zu verschwommenen Erinnerungen zurückrufen...

Klingende Glöcklein ... Wie schön, wie weich, wie einlullend ... Und das ist mir eingefallen ... Kein Wunder, ich habe ja als Student Gedichte geschrieben, und sie waren nicht einmal schlecht. Später habe ich damit aufgehört ...

Man hört mit allem auf, was schön, glück-

spendend, harmonisch ist, und man rennt harten, kalten, dummen Dingen nach, die man für wichtig hält. Dummheit, Eitelkeit! Als ob eine nebelzarte, schöne Frauenhand, die wir an einem lauen Herbstabend unter säuselnden Platanen in der Hand halten, nicht mehr wert wäre als alles, was wir erstreben und zu erhaschen suchen ... Ja, ein Herbstabend, wie schön, wie betörend! Leise plätschernde Fontänen im Park und musizierende Vöglein.

Oh, Edith! Wie schlecht war ich zu dir, wie böse, als du mich vorige Woche auf der Promenade ansahst... Warum empfand ich nicht, was ein solcher Frauenblick bedeutet? Daß er mehr wert ist als unser ganzes ehrgeizig eitles Trachten, mehr wert als das Leben selbst! In einem herrlichen Kuß versinken — ja, Welt und Menschen und alle kleinlichen Pläne vergessen ... Im lauen, köstlichen Nichts untertauchen ... Um uns nur das flüsternde Laub der Trauerweiden ... Erinnerungen... Erinnerungen...

Ja, jetzt verstehe ich mich. Jetzt habe ich meine wahre Seele kennengelernt, eine milde, edle, sanfte Seele ... Die Seele eines Dichters ... eines Kindes ... Wie habe ich das vergessen können! Morgen — nein, heute noch suche ich Edith auf... Oh, wie wird sie sich freuen, wie wird sie mich verstehen ... „Edith“, werde ich ihr einfach sagen und ihr ins Auge blicken ... „Edith ... Hättest du Lust, mit mir wegzufahren?“ Nach dem Süden, ja, nach dem Süden...

Nach Afrika vielleicht, dort ist es schön warm...
Ich habe das Geld, ja, ich habe es! Könnte man
es besser verwenden? Gewiß nicht! Endlich ein
beglückender, wahrhaft menschlicher Gedanke!
Ich gehe zu Edith! Ich gehe noch heute! Wir
werden den Reiseplan zusammenstellen!
Wo ist das Badetuch?
Uff, wie kalt es hier ist!

II.

Kaltes Bad

Donnerwetter, ein bißchen hart, aber gesund.
Das ist die Hauptsache. Ein merkwürdiges Ding,
so ein Wasser in der Wanne, man würde es gar
nicht glauben. Es hat Zähne. Es beißt. Brrr.
Diese Abreibungen dürften dem Körper sehr
zuträglich sein. Man fühlt sich gleich anders,
wenn der Blutkreislauf ein wenig belebt wird.
Eine Dummheit, daß ich das bis jetzt nicht ge-
macht habe. Von heute an werde ich mich jeden
Tag einmal kalt abreiben. Es ist ein wenig un-
angenehm, aber man darf nicht zu bequem sein,
wenn man immer frisch und munter sein will.
Ich weiß gar nicht, warum ich das bis jetzt nicht
regelmäßig getan habe. Man gibt sich mit aller-
hand Stumpfsinn ab, statt sich um seine Ge-
sundheit zu kümmern. Ohne Gesundheit aber
bringt man es zu nichts.
Ich wollte schon gestern abend beginnen, legte
mich aber dann doch nieder, weil ich diesen al-

bernen Roman im Bett lesen wollte. Wenn ich es jetzt überlege, hat es sich wirklich nicht gelohnt. Was für ein sentimentales Gefasel! Sogar Gedichte waren darin! Wofür die Leute bloß Zeit haben, wenn sie nichts Klügeres zu tun wissen. Ich begreife gar nicht, wie ich den Quark zu Ende lesen konnte! Ich war ganz belämmert, als ich mit dem Zeug fertig war. Aber es erinnerte mich eben an etwas, was ich in meiner Kindheit gelesen hatte. Welch nutzlose Zeitvergeudung — Bücher lesen! Ich gebe das Abonnement in der Leihbibliothek auf, ich will meine Zeit vernünftiger ausnutzen. Ich lasse mich in den Sportklub aufnehmen. Dort findet man für sein Geld auch allerhand gute Beziehungen.

Diesen Robitschek sollte man wirklich kennenlernen, das könnte nützlich werden.

Ich gehe noch heute hin. Das heißt ... Mit wem bin ich heute schon verabredet? Hm, freilich ... Mit Edith ... Schade, schade. Na, tut nichts, ich gehe höchstens nicht hin. Und wenn sie böse wird, wird sie eben böse. Das würde sich sogar ganz gut treffen. Die Sache geht mir schon auf die Nerven. Man vernachlässigt seine Pflichten und läßt sich statt dessen anöden.

Ja, frisch-fröhlichen Schluß mit ihr, das ist das gesündeste! Nur wacker, mit kühnem Sprung! Ich schreib' ihr jetzt sofort. Es tut mir leid. Ich habe anderes zu tun. Ich werde mit diesem Robitschek sprechen. Der versteht sich auf Leder. Hm ... Es wäre gar nicht übel ... Ich habe ein

wenig Geld, er könnte es nutzbringend anlegen.
Ein großartiges Geschäft. Man erwartet allgemein
Preissteigerungen. Nur nicht nach rechts
und nach links schauen! Wenn es gelingt, bin
ich ein neuer Mensch. Auf zur Arbeit!

Wo ist das Badetuch?

Uff, wie warm es hier ist!

Halandscha

Dieses hat das Kaffeehaus zum Schauplatz. Ein Herr hat sich zu mir gesetzt, ein wohl-erzogener, bescheidener junger Mann. Wir unterhalten uns über verschiedene Dinge. Einige Minuten stockt das Gespräch.

Auf einmal sagt mein neuer Bekannter:

„Entschuldigen Sie, bitte“, sagt er bescheiden, „wollen Sie dem Kellner den kufigen Schoder bezingeln, ich meine, von mir?“

„Pardon“, sage ich, und ich beuge mich näher, „ich verstehe nicht.“

Er wiederholt zuvorkommend:

„Ich frage, ob der Kellner auch Ihnen den kufigen Schoder bezingeln würde, wenn auch nur ausnahmsweise?“

Leichte Röte steigt mir ins Gesicht. Herrgott, was ist mit mir los, daß ich nicht höre, was der Mensch sagt? Er scheint doch ganz vernünftig zu sprechen.

Nach einer Minute Pause sage ich daher:

„Verzeihen Sie, bitte, es ist ein furchtbarer Lärm hier im Kaffeehaus. Es ist mir wirklich unangenehm, aber ich habe Sie auch jetzt nicht verstanden.“

Mein Bekannter wird anscheinend verlegen. Er sieht mich fragend an, als ob er mich im Ver-

dacht hätte, daß ich ihn zum besten halte. Etwas beschämt, wiederholt er dann lauter:

„Ich wollte nur wissen, ob der Kellner auch in diesem Kaffeehaus den kufigen Schoder bezingelt oder nicht?“

Was ist mit mir los? Sausen mir die Ohren? Einen Augenblick zuckt der entsetzliche Gedanke durch mein Hirn, ich könnte irrsinnig sein. Schon lange melden sich bedenkliche Anzeichen ... Gestern habe ich auf dem Weg aus dem Kaffeehaus die brennende Zigarette in den kleinen Teich unter der Kassa werfen wollen, in dem die Goldfische schwimmen; da besann ich mich aber ganz plötzlich eines anderen und warf den Stummel daneben. Erst nachher wurde mir der Beweggrund klar: die Fische taten mir leid, und ich wollte nicht, daß sie sich an der Zigarette verbrennen.

Und jetzt klingen mir diese Worte ins Ohr wie ein sinnloser, verworrener Buchstabenhaufen — furchtbar! Mein Denkapparat versagt! Ich kann die Begriffe nicht mehr verbinden! Man kennt den qualvollen, stumpfsinnigen Zustand, in dem man sich verzweifelt ein Wort wiederholt, etwa das Wort „Suppe“, und zum Schluß weiß man gar nicht mehr, worum es sich handelt; man weiß nur das eine: „Suppe“, und man sieht nichts mehr und ist am Ende nicht einmal überzeugt, ob das Ding Suppe heißt oder Suffe.

Die Schläfen hämmern mir beängstigend. Ich sehe meinen Freund an. Er beobachtet mich ent-

täuscht und verwundert, weil ich eine derart einfache Frage noch immer nicht beantwortet habe. Peinliche, inhaltsleere Pause! Außen klingeln die Trambahnwagen. Ich spüre es kalt über den Rücken laufen und denke an den Friedhof. So werden die Trambahnwagen klingeln, wenn ich schon auf dem Friedhof liege, Staub über mir und unter mir, und das arme, verblödete, paralytische Gehirn dorrt im Gehäuse meines Schädels.

„Sie meinen, ob der Kellner? ...“ frage ich mit einem letzten Hoffnungsschimmer, ermattet.

„Ich meine, ob ich in diesem Kaffeehaus den kufigen Schoder nötigenfalls bezingeln könnte, denn wenn es nicht geht, geht es eben nicht.“

So kann es unmöglich fort dauern.

„Ja“, sage ich entschlossen. „Es geht bestimmt.“

„Gut, dann geben Sie her, ich gehe damit hinunter.“

„Was???“

Er starrt mich bestürzt an.

„Na — die fünf Kronen!“

Er ist ganz verdutzt.

„Ach so, pardon!“ stammle ich entgeistert und überreiche ihm mit zitternder Hand fünf Kronen. Dann verabschiede ich mich und wanke ins Parterre hinunter. O Gott, sogar meine Beine zittern schon. Es ist aus. So jung! Mein Gott! So jung!

Ein Freund hält mich an.

„Was hast du mit dem Halandscha-Mann gesprochen?“

„Mit wem?“ Gerechter Himmel!

„Mit dem Halandscha-Mann! Bist auch du ihm hereingefallen?“

Er sieht mich an, lacht, begreift alles.

„Na, ich hab' mir's gleich gedacht! Dieser Spaßvogel hat ein neues Idiom erfunden, die sogenannte Halandscha-Sprache. Er flicht sinnlose Worte in den Satz, und wenn man schon halb verrückt ist, weil man ihn nicht versteht, pumpt er einen um fünf Kronen an.“

„Ach so!“

Ich richte mich auf, meine Beine straffen sich. Ich messe meinen Freund überlegen.

„Na hörst du! Du glaubst doch nicht, daß ich ihm aufgesessen bin? Ich habe den Spaß sofort durchschaut. Hältst du mich denn für einen, der sich etwas vormachen läßt?“

Geheimwissenschaften

Der Unbekannte setzte sich nach drei Uhr nachts an meinen Tisch. Das Kaffeehaus war schon ziemlich leer. Er stellte sich mir als türkischer Prinz vor und fragte, ob ich Karten spielen möchte. Ich sagte, ich könne es nicht und hätte im übrigen kein Geld. Er hustete und lenkte das Gespräch auf die Fakire, die zehn Jahre auf einem Nagel zu sitzen und den Mund drei Tage lang offen zu halten vermögen. Er erklärte, in Vorderindien einen gesehen zu haben, der sich den linken Arm dreimal um den Hals gewunden hatte und vierzig Jahre in dieser Stellung verharrt war.

„Gehen Sie, lügen Sie nicht“, sagte ich ihm verschlafen. Daraufhin schwur er, daß er in vier Sprachen zu gleicher Zeit zu denken, ferner die eigene Hand zu verschlucken und wieder zurückzugeben vermöge; wenn ich mitfahren wolle, könne ich ihn besuchen, er werde es mir zeigen. Falls ich einen Gulden bei mir hätte, könnten wir im Taxi fahren.

„Besten Dank, bei Gelegenheit.“

Nun ging er zu den Geheimwissenschaften über und versicherte mir, er wisse mit den Naturkräften zu plaudern wie mit mir. Die Naturkräfte würden vom Feuergeist gefangengehalten, mit

dem er persönlich befreundet sei. Auch könne er mit einem Finger einen Tisch in die Höhe heben, weil er magnetische Hände habe. Es handle sich um ein höchst eigenartiges Phänomen, ich möge ihm rasch einen Gulden geben, da dies auch dem Wunsch des Feuergeistes entspreche.

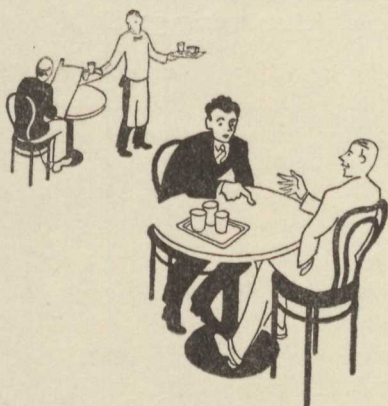
„Hören Sie, bitte“, sagte ich ihm, „sprechen wir von etwas anderem.“

Hierauf ging er zu der Sphärenmusik über und erklärte, daß die sieben Planeten als sieben Töne der Skala zu betrachten seien und um die Sonne kreisten und daß er derlei Kometenklänge zu vernehmen pflege. Er begann eine Melodie zu summen und meinte, das sei die richtige. Nach längerem Zuhören machte ich ihn aufmerksam, daß die Weise mich lebhaft an den Schlager „Adieu, mein kleiner Gardeoffizier“ erinnere. Er dachte nach, dann bemerkte er leicht hin, ich könnte recht haben. Darauf komme es aber nicht an, die Planeten bewegten sich dessenungeachtet in kreisförmiger Bahn. „Das ist wahrhaftig so“, sagte er. „Sie können mir's glauben, ich werde es Ihnen gleich erklären. Geben Sie einen Gulden her, nehmen wir an, der sei die Sonne.“

„Ein Irrtum“, sagte ich. „Nehmen wir es nicht an.“

Er hustete und ging nun zum Geisterbeschwören über. Die Sache sei äußerst einfach, und man könne mit den Geistern sehr bequem in Füh-

lung treten. Allerdings nicht unmittelbar, es bedürfe dazu einer besonderen Methode. Man zeichnet auf den Tisch einen Kreis und schreibt rundherum die Buchstaben des Abc. Dann legt man einen Gulden in die Mitte, und beide Partner halten die Finger auf den Gulden.



„Beide?“ fragte ich argwöhnisch. „Gleich stark?“ Nachdem er mich dessen versichert hatte, nahm ich einen Gulden, und wir hielten die Finger auf die Münze. Er drehte das Licht ab und forderte Omars Geist feierlich auf zu erscheinen.

„Wir werden es gleich erfahren. Der Gulden setzt sich von selbst in Bewegung und wandert von dem einen Buchstaben zum andern. Das ist die Antwort.“

In der Tat begann der Gulden sich unter meinen

Fingern zu bewegen. Der erste Buchstabe war:
„B“.

„Genug!“ sagte ich, und ich steckte den Gulden ein. „Den Rest weiß ich schon. Omars Geist will sagen: ‚Borgen Sie mir den Gulden.‘ Armer Omar! Im Kaffeehaus nebenan hat er dasselbe gesagt. Die Geheimwissenschaften in Ehren, aber sie sind mir viel zu wenig geheim.“

Zwei ärztliche Befunde

I

Dr. Derselbe am Vormittag bei der Musterung

Dr. Derselbe (trauriges, verkümmertes Menschenwrack, gebrochener Blick, fehlende Manneskraft, eingefallene Augen, fahrige Bewegungen. Er tritt mit gekrümmtem Rücken, hustend vor den Arzt. Spricht leise, flüsternd).

Arzt (nachdem er den objektiven Befund aufgenommen hat): Jetzt folgt der subjektive Befund auf Grund der eigenen Angaben. Wie alt sind Sie?

Dr. Derselbe: Ich bin alt ... sehr alt ...

Arzt: Nach Ihren Papieren zweiunddreißig.

Dr. Derselbe (schmerzvoll): Nicht der ist alt, Herr Doktor, der weit von der Wiege, sondern der dem Grab nahe ist.

Arzt: Leben Ihre Eltern?

Dr. Derselbe: Sie leben zwar, aber kann man das noch ein Leben nennen, wenn jemand Tag und Nacht von Gewissensbissen gemartert wird, daß er ein so erbärmliches Wrack in die Welt gesetzt hat, wie ich eins bin, mir selbst und der Menschheit zur Qual?

Arzt (untersucht das Herz): Tief atmen.

Dr. Derselbe (atmet so tief wie ein Kolibri).

Arzt: Können Sie nicht tiefer atmen?

Dr. Derselbe (entsetzt): Noch tiefer? Gütiger Himmel, mir platzen doch schon die Lungen. So tief habe ich im ganzen Leben noch nicht geatmet.

Arzt: Zeigen Sie die Zunge!

Dr. Derselbe (winkt ab): Sehen Sie sie gar nicht an, Herr Doktor — Sie machen mir den Eindruck eines weichherzigen Menschen — meine Zunge ist ein trauriger Anblick, Herr Doktor ... Ich sage es Ihnen offen.

Arzt: Haben Sie einen organischen Fehler?

Dr. Derselbe: Ich? Meines Wissens nicht — es sei denn, daß man einen einseitigen Gehirnkrebs als organischen Fehler bezeichnen will —, mein Arzt hat nämlich seit langem diesen Verdacht ...

Arzt: Haben Sie oft Schwindel?

Dr. Derselbe: Sprechen Sie das Wort Schwindel nicht aus, Herr Doktor, sonst falle ich gleich um. Ich bin gezwungen, immer auf der Fahrbahn zu gehen, denn wenn ich nur vom Trottoir hinunterschaue, fühle ich schon Schwindel.

Arzt: Haben Sie sonst keine Beschwerden?

Dr. Derselbe: Sonst keine. Wenn ich den Kopf so ein bißchen seitwärts neige, spüre ich einen dumpfen Druck, hier in der Hüfte. Wenn ich die Hüfte bewege, spüre ich denselben dumpfen Druck im Kopf. Oft habe ich in der Brust ein Gefühl, als ob mich ein weher Fuß schmerzte, dann wieder kann ich minutenlang nicht durch die Ohren atmen. In der Nierengegend spüre ich zerrende Schmerzen, so oft ich mich schneuze —

und manchmal weiß ich nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin. Abends, wenn ich in Schlaflosigkeit versinke, bin ich meist in einem Zustand, daß ich das Bett kaum noch finden kann. Im übrigen wüßte ich jetzt nichts mehr anzugeben, höchstens den tollen Hund, der mich vor einer Stunde gebissen hat.

Arzt: Was sind diese Flecke an Ihrem Arm?

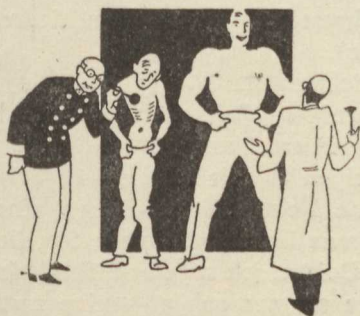
Dr. Derselbe: Die? Nichts von Bedeutung. Ein paar Leichenflecke. Ich kann Ihnen nämlich im Vertrauen verraten, Herr Doktor, daß ich schon vor zwei Monaten gestorben bin. Ich mach' bloß nicht viel Aufhebens davon.

Arzt: Geht in Ordnung. Frontdiensttauglich.

II.

*Dr. Derselbe am Nachmittag beim Arzt
der Versicherungsanstalt*

Dr. Derselbe (junger Athlet mit breitem Brustkorb und blitzenden Augen. Dröhnenden Schrittes



durchquert er das Zimmer. Klangvolle Baritonstimme, wiegende Hüften).

Arzt: Also, wie gesagt, bitte, die Höhe der Prämie hängt in jedem Fall vom Risiko der Gesellschaft ab. Wenn die Untersuchung ergibt, daß Sie gesund sind und den Fälligkeitstermin der Versicherung voraussichtlich erleben werden, bemißt man die Prämien natürlich niedriger. Wie alt sind Sie?

Dr. Derselbe (beschämt): Mein Gott — ich schäme mich direkt... Ich bin noch so grün...

Arzt: Nach Ihren Papieren sind Sie doch schon zweiunddreißig...

Dr. Derselbe: Nicht der ist jung, der der Wiege nahe ist, sondern der, der es noch weit zum Grabe hat.

Arzt: Sind Ihre Eltern am Leben?

Dr. Derselbe: Mein Vater ist Alterspräsident des Greisenklubs Methusalem.

Arzt (untersucht ihm das Herz): Tief atmen.

Dr. Derselbe (schöpft Atem, als ob er vorhätte, mehrere Stunden auf dem Meeresgrund zu verbringen).

Arzt: Nicht so tief...

Dr. Derselbe: Nicht einmal so tief? Dann muß ich doch rein ersticken.

Arzt: Zeigen Sie die Zunge.

Dr. Derselbe (läßt die Zunge einen halben Meter heraushängen): Schauen Sie diese Zunge an, Herr Doktor, ich sage es nicht deshalb — befühlen Sie sie nur ruhig — eine zweite solche



finden Sie in ganz Budapest nicht — oft habe ich direkt Gusto, sie abzubeißen und zu essen, so frisch und appetitlich ist sie. (Klopft sich wohlgefällig auf die Zunge.)

Arzt: Haben Sie einen organischen Fehler?

Dr. Derselbe (seufzt): Leider muß ich gestehen, daß ich einen gehabt habe. Als Kind habe ich ein schweres Nasenjucken durchgemacht, aber ich kratzte mir die Nase rechtzeitig, und dann ist es vergangen. Seither fühle ich mich ausgezeichnet.

Arzt: Haben Sie oft Schwindel?

Dr. Derselbe: Leider ziemlich oft. Jedesmal, wenn ich im Flugzeug sitze und der Apparat in Korkziehern zur Erde stürzt. Sonst nie.

Arzt: Andere Beschwerden haben Sie nicht?

Dr. Derselbe: Doch, doch... Ich wage es nicht, Schweinen in die Nähe zu gehen, weil sie mich schon wiederholt für eine Eichel angesehen haben. Auch habe ich immer ein beklemmendes Gefühl, daß ich später einmal, in zwei-, dreihundert Jahren, wenn ich das Leben schon satt bekommen habe, nicht werde sterben können.

Arzt: Gut, ich danke. (Setzt den Bericht an die Versicherungsgesellschaft auf, in dem er von der Ausstellung der Polizze abrät, weil die Untersuchung darauf schließen lasse, daß der Mann binnen wenigen Jahren verblöden und arbeitsunfähig werden dürfte.)

Alles ist anders

In meinem siebzigsten Lebensjahr bat mich ein junger Mann, ihm meine ganze Weltanschauung in einem einzigen tiefsinnigen Satz zusammenzufassen.

Diesem jungen Mann antwortete ich: Alles ist anders. Womit ich mich nicht in die Reihe der Skeptiker und Zweifler stelle, denn die Skeptiker sagen bloß, es sei nicht sicher, daß alles so ist, wie wir glauben — ich aber sage entschieden und mit Überzeugung: Es ist ganz sicher, daß nichts so ist. Das ist die einzige These, an die man fanatisch glauben kann und von der abzuweichen Torheit ist: Alles ist anders.

Denn, wenn ich einen Zerrspiegel habe, der die Dinge entstellt, wäre es doch offenbar eine Torheit, zu behaupten, daß es Dinge gibt, die dieser Spiegel nicht entstellt, da ja dessen einziges allgemeines, keine Ausnahme zulassendes Gesetz darin besteht, alles zu entstellen. Ein solcher Zerrspiegel ist die menschliche Vernunft, in der sich die Wahrheit spiegelt. Und wo ist das Lineal, das diesen Spiegel geraderichten soll, da auch das Lineal nur die menschliche Vernunft sein kann, das Hirn, das an den Krümmungen des Schädels klebt? Und wo ist die Geometrie, die

zu berechnen vermag, wie sehr dieser Spiegel entstellt, auf daß wir uns die Wahrheit wenigstens vorstellen können, wenn uns schon versagt ist, sie zu sehen, wiewohl die Wahrheit auch in Wirklichkeit bald dünn, bald dick ist?

Alles ist anders, und wer — sei es nun in Philosophie, Kunst oder Physik eine Überzeugung verkündet, ist entweder Verbrecher oder Narr; ist er guten Willens, ein Narr, und ist er bösen Willens, ein Verbrecher. Denn welche vollkommene Arbeit kann man von einem unvollkommenen Werkzeug verlangen? Und Narr und Verbrecher zugleich ist auch der Skeptiker, der da sagt: es ist nicht sicher, ob die These richtig ist — obwohl es sicher ist, daß sie nicht richtig ist.

Wer klar erfaßt und begreift, daß alles anders ist, der ist ein ganzer Mensch, weil er wenigstens an etwas glauben kann, was er nicht sieht und nicht kennt, weil er dieses Etwas verehrt und achtet, sich zu ihm hingezogen fühlt, sich mit ihm abfindet. Er nennt es nicht Gott, denn sobald er ihm einen Namen gäbe, erschiene im Zerrspiegel ein Bild, und das Bild wäre eine Lüge, weil alles sofort zerrinnt und wie auf ein Zauberwort vergeht, was die schnöde Menschenvernunft irgendwie benannt hat. Den einzig ehrlichen Denker vergleiche ich mit einem Menschen, der schläft und in seinem Schlaf seines Schlafens bewußt ist, der sich seinen Zustand auch eingesteht und lächelnd betrachtet, was der

Traum ihm vorgaukelt, weil er weiß, daß es außen im Wachsein das alles nicht gibt oder nur anders gibt, und weil er weiß, daß alles, was er sich denkt, unrichtig ist, denn der Traum hat den Gedanken entstellt. Er kämpft nicht gegen den Gedanken, er täte es auch vergeblich, des einen aber ist er gewiß: daß wir im Traum den Tisch oft Sessel nennen und darunter trotzdem den Kasten verstehen. Habt ihr je einen Menschen im Schlaf sprechen hören? Dem ehrlichen Denker ergeht es wie einem, der weiß, daß er träumt und gerade deshalb nicht glaubt, was er hört oder sieht oder empfindet, der aber dafür weiß, daß das alles außen, im Wachsein, etwas bedeutet. Er hebt sich das Gesehene, Gehörte und Empfundene schön auf und glaubt voll Zuversicht, diese Zeichen später einmal doch noch entziffern zu können. Wer aus dem Schlaf erwachen will, beginnt nicht die Traumbilder zu beobachten und sich mit ihnen zu beschäftigen, denn da würde er sich noch mehr in sie verstricken und noch tiefer in den Abgrund des Traums sinken, sondern er denkt angestrengt an etwas Unbestimmtes und Unbekanntes, spannt sein Gehirn an, ringt sich aus dem Schlaf, und dieses unbestimmte Etwas fasse ich in dem Satz zusammen: Alles ist anders.

Einstweilen aber, bis es so weit ist, heißt es schlafen und träumen, und wenn es schon nicht anders geht, haben wir uns den Traum wenigstens angenehm zu machen. So ist die Logik

entstanden, der Glaube an die Gesetzmäßigkeit, von dem die schwer und sinnlos Träumenden Überzeugungen ableiten. Die Logik ist ein reizendes, edles Spiel für vornehme und selbstbewußte Träumer, die wissen, daß sie nur ein Spiel ist, ein schönes, anregendes, spannendes Spiel, etwa dem Schach zu vergleichen. Es hat Regeln, die der korrekte und vornehme Spieler einhält, obwohl er weiß, daß die Regeln von ihm selbst aufgestellt wurden; trotzdem beobachtet er sie, als wären es unabänderliche Gesetze. Und wenn der König sich im Sinne der Regeln nicht mehr bewegen kann, sagt er: „Ich bin matt, du hast gewonnen, mein Freund.“ Und er steht auf und zahlt, obwohl er den König vom Schachbrett nehmen und weglegen könnte, weil ihn nur die Spielregeln daran hindern, weitere Züge zu machen.

In Wirklichkeit aber ist alles anders. Anders das Newtonsche Gesetz und anders die Darwinsche Theorie. Anders der Himmel und anders die Erde, der Mars wird anders bewohnt, anders liebt uns der Freund, anders haßt uns der Feind, und die Frau, von der wir glauben, daß sie anders ist, ist anders und zugleich nicht anders.

Alles ist anders, nur dieses eine ist so.

Vorsehung

„Optimismus und Vorsehung sind Dinge, von denen ihr gar keine Ahnung haben könnt, weil ihr nicht an die göttliche Vorsehung glaubt und das Wunder Zufall schimpft“, sagte der weise, fromme Mann. „Nur einer, der in seinem Leben so manches durchgemacht und mannigfache Prüfungen bestanden hat, weiß, was in entscheidenden Minuten, in denen es um Leben oder Tod geht, das Ungefähr bedeutet, das die Erlösung bringt, wenn schon alles verloren scheint. Prosit!“

Und der weise Mann schlürfte mit Maß den Pfirsichschnaps.

„Erzähle uns, Vater“, ermutigte ich ihn in der Gewißheit, sogleich eines seiner afrikanischen Abenteuer zu hören zu bekommen.

Er versank in Nachsinnen, hob dann entschlossen an:

„Es war am Ufer des Sambesi, im Urwald... Ich war hinter meinen Jagdgefährten zurückgeblieben und irrte unter dem Flechtwerk der Lianen umher... Da wurde das unheimliche Schweigen plötzlich von einem wilden Kampfruf unterbrochen, und im nächsten Augenblick tauchte unter den Bäumen ein halbnackter, verwilderter, jedes menschlichen Gefühls barer Gorilla auf und fletschte die Zähne gegen mich, während

er sich in seiner Wut den langen, zerzausten Backenbart rauft... Schon war er im Begriffe, sich auf mich zu stürzen, als ein Pfeil durch die Luft pfiff und den wild baumelnden Rüssel des blutrünstigen Orang-Utans durchbohrte... Hinter dem Orang-Utan sprangen sogleich rot-



geschminkte Neger zwischen den Bäumen hervor und begannen mich zu verfolgen... Es gelang mir, zu entwischen, mich im Dickicht zu verbergen, da aber geriet der Wald durch die große Hitze in Brand... Ich mußte fliehen, vor mir zog sich nur ein einziger Pfad — in meinem Rücken die mordlustigen Mongolen und der brennende Wald... Der Pfad führte zum Ufer des schon erwähnten Niger, und schon hatte es den Anschein, als könnte ich mich in Sicherheit bringen, wenn ich den Fluß durchschwamm... Denn umkehren hieß in den Ra-

chen des Todes fallen... Leider gelang es mir nicht. Kaum warf ich mich in die Fluten, erschienen rings um mich mit grauenerregendem Klappern neun Krokodile, die mir den Weg zur Flucht abschnitten... Sie mußten mich beim ersten Schritt auffressen..."

„Na, und?“ drängten wir den weisen Mann, indem wir ihm das Glas von neuem vollschenkten.

„Na, und?“ fragte auch er, gleichsam verwundert, daß es ihm gelungen war, aus dieser Zwickmühle zu entkommen.

„Na, und?“ wiederholten wir bereits strenger.

„Na, und?“ sagte der weise Mann mit erhobener Stimme. „Jetzt griff eben die Vorsehung ein.“

„Ein Adler vielleicht?“

„I wo! Die Vorsehung hat so erzwungene Lösungen nicht nötig. Im letzten Augenblick, als die Krokodile mich bereits mit aufgerissenem Rachen anfielen, stellte sich heraus..."

„Was stellte sich heraus?“

„Es stellte sich heraus, daß an dem Ganzen, das ich euch hier erzählt habe, kein Wort wahr ist. Solchermaßen gelang es mir, mich, dank der unerforschlichen Gnade der Vorsehung, aus dieser entsetzlichen Lage zu befreien.“

Der Elefant

Es war ein grauenhafter Traum.

Es geschah mir aber recht. Mußte ich mich mit meinem Freund B. den ganzen Nachmittag über diese Dinge unterhalten? Allerdings versprach ich meinem Freund B. halb und halb, ihn und seine liebe Familie im Herbst im Somaliland zu besuchen, gegenüber von Sansibar, dreißig Kilometer vom Äquator entfernt, wo mein Freund eine blühende Bananenplantage besitzt, nicht zu sprechen von den vierzig dem Bananenexport dienenden Schiffen. Kleinigkeit! Kurzum, es ist also einigermaßen verständlich, daß ich mich etwas eingehender erkundigte, welche Vergnügungen mir während meines Aufenthaltes in Afrika bevorstünden. Am meisten wurde meine Aufmerksamkeit von der Elefantenfrage gefesselt.

Mein Freund B. erzählte, daß uns im Urwaldgebüsch in der Nähe der Stadt eine Herde aus siebzig bis achtzig Elefanten erwarte und daß er vom Staate die Jagdlizenz habe. Er werde mich, wenn ich Lust zu solchen Sachen verspürte, gern zur Elefantentreibjagd mitnehmen, die sein gewöhnlicher Zeitvertreib im Herbst sei. Sodann gab Freund B. auch einige staunenswerte Abenteuer zum besten, die er mit Elefanten bestanden hatte. Am meisten gefiel mir die Fest-

stellung, die ich übrigens auch schon bei Brehm gelesen hatte, daß der Elefant ein überaus zahmes Tier ist, das den Menschen niemals anfällt. Will man ihn jedoch erlegen, so muß man es so einrichten, daß er mit einem Schuß hingestreckt wird, sonst geht es schief. Die Rache des verwundeten Elefanten ist hartnäckig und ausdauernd. Er ist imstande, Herde und Busch zu verlassen und seinem Feinde durch viele hundert Meilen zu folgen, ruhig, unerbittlich, so lange, bis er ihn einholt. Er beeilt sich nicht, er strengt sich nicht an, er geht mit tödlicher Sicherheit, er wartet, bis sein Feind erschöpft ist, er trittet Tage und Wochen hindurch hinter ihm her, um ihn mit einem Schlage zu erledigen, wenn er ihn eingeholt hat.

Gewiß dachte ich dann abends vor dem Einschlafen daran, und so kam es, daß ich im Traum bereits im Somaliland war. Ich jagte schon an der Seite meines Freundes B. auf Elefanten, und als sich ein herrliches Stück, der Leitbulle selbst, gerade anschickte, den Sambesi zu durchwaten, hob ich vorwitzig meinen guten kleinen Lancaster, nahm das Tier aufs Korn und drückte ab...

Dann verwirrte sich der Traum. Ich hatte während der ganzen Zeit ein unruhiges Gefühl. Bunte Bilder aller Art flitzten an mir vorbei: afrikanische Städte, die Sahara, Timbuktu, Oasen, Pyramiden. Auch sah ich, ohne jeden begreiflichen Grund, meinen Lehrer aus der vierten Klasse,

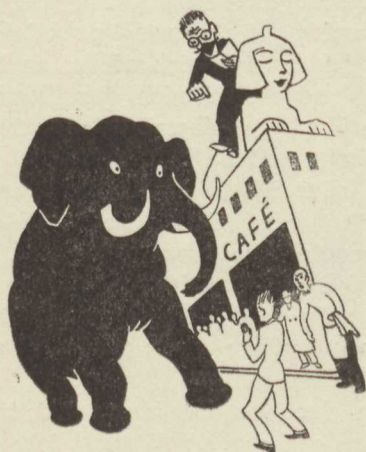
Herrn Professor Hortschik, auf dem Rücken einer Sphinx sitzen und mir mißbilligend zuwinken: ich hätte mich schon wieder nicht vorbereitet und auch den Elefanten hätte ich nicht getroffen, was bei der nächsten Konferenz unliebsame Folgen nach sich ziehen werde.

Endlich beruhigte ich mich. Mir war, als wäre die Afrikareise mit all ihren Unannehmlichkeiten zu Ende. Ich befand mich wieder zu Hause, in Budapest, und freute mich der Ehrungen, die mir als berühmtem Afrikareisenden und Elefantenjäger in hohem Maße zuteil wurden.

Und nun sitze ich im Café Hadik an meinem Stammtisch, trinke ruhevoll meinen Mokka und erzähle gerade mein Abenteuer. Da... da tritt auf einmal Fritz, der Kellner, auf mich zu. Er ist ein wenig verlegen, wie einer, der etwas nicht ganz versteht; er beugt sich zu meinem Ohr und flüstert mir zu: „Bitte, Herr Redakteur, gehen Sie eine Sekunde hinaus auf die Straße. Sie werden gesucht...“ Worauf ich: „Ja, was heißt denn das: ich werde gesucht? Vor allem, wer sucht mich? Vielleicht möchte er zuerst seinen Namen nennen und mich nicht so mir nichts dir nichts hinausrufen lassen? Was sind das für Manieren?“ So blase ich mich auf; Fritz aber zuckt nur die Achseln: „Bitte, Herr Redakteur, Sie tun besser daran, wenn Sie hinausgehen, mir ist es wirklich sehr unangenehm, hm... aber der Betreffende kann unmöglich hereinkommen... und es ist auch besser,

wenn er nicht hereinkommt... Denn es würde unliebsam auffallen, wenn man ihn im Kaffeehaus sähe..." Da springe ich erzürnt auf, jetzt bin ich schon wirklich neugierig, ich laufe hinaus...

...Und vor dem Kaffeehaus, auf dem breiten



Trottoir, unmittelbar bei der Drehtür steht bescheiden, aber entschlossen ein riesiger Elefant... Ein riesiger Elefant... Und er kommt mir nicht unbekannt vor ... und ich pralle entsetzt zurück, der Elefant aber bemerkt mich und hebt den Rüssel... Er krümmt ihn nach innen wie einen Zeigefinger... und mit diesem Zeigefinger winkt er mir sanft, aber in einer Weise, die keinen Widerspruch duldet: „Näher, nur

näher!“ — genau wie Professor Hortschik aus der vierten Klasse, wenn er mich in der Bank bei einem Schwindel ertappt hat... Und er winkt sanft, aber beharrlich, so lange, bis ich mit niedergeschlagenen Augen und unsicheren Schritten vor ihn trete... Da aber herrscht er mich streng an:

„Darf man den guten Onkel Elefanten anschießen? Wie? Du Lausejunge! Freilich hast du dir schon gedacht, ich werde dich nicht erwischen!“ Und im nächsten Augenblick schmiert er mir mit dem Rüssel von rechts und von links eine, dann macht er kehrt und stapft mit ruhigen, großen Schritten die Straße hinunter, in der Richtung Afrikas, wie einer, der sein Geschäft in Europa erledigt hat, und wendet gar nicht den Kopf, um zu sehen, wie die herbeistürzenden Kaffeehausgäste laut wiehernd über mich lachen.

Nepénthes

Meine nächsten Freunde wissen, daß ich ein geborener Naturschwärmer bin; der Roman der Wirklichkeit, der von Gelehrten und Naturfreunden seit Erschaffung der Welt zusammengestellt wird, ist für mich spannender als jeder Roman.

Einem dieser Freunde hielt ich vor einigen Wochen einen regelrechten kleinen Vortrag über die sogenannten fleischfressenden Pflanzen, die dafür berühmt sind, daß sie in ihrem klebrigen Kelch Insekten und sogar kleine Amphibien festhalten, sie aufessen und verdauen und davon leben.

Mein Freund vergaß mich nicht. Er verschaffte sich, Gott weiß woher, eine prachtvolle *Nepénthes* und schickte sie mir an meinem Geburtstag. Bekanntlich ist diese Blume eine der leidenschaftlichsten fleischfressenden Pflanzen: in ihrer blutdürstigen Gattung nimmt sie ungefähr denselben Rang ein wie der Löwe oder der Tiger unter den reißenden Tieren. Man kann sich meine Freude vorstellen.

Meine Frau war immerhin ein wenig besorgt. Nach alledem, was sie von dem exotischen kleinen Lebewesen gehört hatte, sah sie die Blume mißtrauisch an und machte gewisse Anspielungen, ob man sie mit Rücksicht darauf, daß wir doch

Kinder im Hause hätten, nicht etwa vorsichtshalber in einem abgeschlossenen Raum unterbringen sollte... Zufällig sei gerade ein kleiner Käfig da...

Ihren Worten entnahm ich, daß sie weniger die Blume vor den Kindern als die Kinder vor der Blume schützen wollte. Ich beruhigte sie, daß mir kein Fall bekannt sei, in dem die Nepénthes größere Tiere angegriffen hätte.

„Im ärgsten Fall“, fügte sie nachdenklich hinzu, „könnte man eventuell einen Maulkorb...“

„Oder wir werden sie vielleicht als Wächter vor das Haus stellen“, sagte ich mit gelindem Hohn, „nur müßte sie dann erst gezähmt werden. Damit sie nicht nur beißt, sondern auch bellt, wenn sie einen Dieb sieht.“

Dazu kam es nicht, leider auch nicht zu anderen Dingen.

Die Nepénthes verhielt sich einige Tage ruhig, offenbar war sie satt. Am dritten Tag schätzte ich, daß sie schon hungrig sein müsse, und bot ihr einen dicken Wurm an, den ich zu diesem Behuf gekauft hatte. Ich steckte ihr den Wurm in den Mund.

Der Kelch schloß sich nicht, wie er es nach Vorschrift hätte tun sollen. Der Wurm kroch lustig heraus, nachdem er die Kelchblätter verkostet hatte.

Am nächsten Tag offerierte ich ihr einen Maikäfer. Sie lehnte ab. Auch roher Fisch wollte ihr nicht zusagen.

Ich dachte, vielleicht sei sie schon durch die lange Gefangenschaft entartet und habe sich die Rohkost abgewöhnt. Am dritten Tag legte ich ihr Ölsardinen vor. Sie spuckte sie nicht einmal an.

Dann folgten Hühnerbein, Hackfleisch, gedünstetes Kraut, Bauernschmaus, blutiges Beefsteak, Wiener Schnitzel, Rindskamm mit Essigkren. Sie verschmähte alles.

Wochenlang ging das so; ich wunderte mich schon, daß sie noch lebte. Sie sah verhältnismäßig gesund aus.

Dann habe ich sie eines Morgens ertappt. Sie stand auf dem Küchentisch, wohin sie am Abend vorher gestellt worden war. Ihr gesenkter Kopf stak in dem Topf mit den Resten vom gestrigen Kartoffelsalat.

Ich hatte eine vegetarische Nepénthes am Busen genährt!

Voll Ekel wandte ich mich ab und gab den Befehl, sie zu schlachten, zu kochen und als Gemüse zum Hasenbraten zu servieren. Da sie mich nicht essen wollte, fühlte ich mich veranlaßt, sie zu essen.

Garderobe

Ich weiß nicht, ob die Wirtschaftslehre sich bereits mit diesem Problem auseinandergesetzt hat. Mir ist es heute zum erstenmal eingefallen, und ich lenke die Aufmerksamkeit aller darauf, ohne irgend jemanden in seinem anständigen Erwerb oder Geschäft schädigen zu wollen.

Ich trage meinen Wintermantel seit vier Jahren, jedes Jahr fünf Monate lang. Er ist ein schönes Stück, Maßarbeit, ich habe einen nennenswerten, aber hier nicht zu nennenden Preis dafür gezahlt.

Ich lege den Mantel im Durchschnitt dreimal täglich ab, in verschiedenen Lokalen.

Da es in jedem Lokal eine sogenannte Garderobe gibt, sehe ich jedesmal erschrocken um mich und möchte meinen Mantel irgendwo verstecken. Ich lege ihn mit Nonchalance neben mich hin, im Kaffeehaus etwa auf den nächsten Sessel. Im Theater oder im Kino hingegen sage ich: „Pardon, ich gehe nur auf einen Sprung hinein.“ Einmal drinnen, ziehe ich den Mantel verstohlen aus und lege ihn mir auf die Knie.

Das alles ist aber eitler Wahn, weil die Garderobe eine organisierte, weltumspannende Einrichtung ist und sich nicht überlisten läßt. Ehe ich mich ein wenig umgesehen und ein Glas

Wasser getrunken habe, ist mein Mantel schon verschwunden, wie das Kind, auf das das Kindermädchen nicht aufgepaßt hat. Das Garderobefräulein, eine fachkundige Rockdiebin, ist auf Katzenpfoten herangeschlichen: sie hat nur darauf gewartet, daß ich mich abwende; im ersten unbewachten Augenblick hat sie den Mantel geklaut und im Triumph in die zentrale Räuberhöhle geschleppt, die Garderobe heißt. An Stelle des Mantels finde ich einen Zettel vor, mit einer Nummer, die ungefähr dasselbe bedeutet wie die berüchtigte Warnung der Kidnapper: „Ihr Mantel befindet sich in unserem Besitz, und wir geben ihn nur gegen Bezahlung eines Lösegeldes von bestimmter Höhe heraus. Sollten Sie sich binnen drei Tagen nicht melden, bringen wir den Mantel um.“

Es sei mir gestattet, die Ergebnisse meiner genauen Berechnungen hier mitzuteilen.

Nach diesen Berechnungen habe ich in vier Jahren an Garderobegebühren genau zweimal soviel für meinen Mantel bezahlt als der Mantel kostet.

Wenn ich nächstens das Garderobe-Lösegeld nicht bezahle und meinen Mantel nicht abhole, kaufe ich mir einen neuen. Ich gewinne noch etwas daran.

Gas

„Nein, beim bloßen Lesen wird einem schon übel“, sagte der Fremde, und er legte die Zeitung hin.

Ich warf ihm einen Blick zu und bemerkte, daß er sich über denselben Aufsatz entrüstete, wie kurz vorher ich. Als Idealist fühlte ich mich sofort zu dem Mann hingezogen.

„Nicht wahr?“ rief ich ihm zu. „Es ist empörend. Mit welchem Zynismus die Sache behandelt wird!“

„Sehr richtig. An die armen Menschen, die dadurch alles verlieren, denkt offenbar niemand.“

„An die Menschen! Wie wahr!“ ereiferte ich mich. „Ich sehe, Sie beurteilen die Sache ebenso wie ich, von einer höheren Warte, als ein Menschheits-, oder sagen wir, Menschlichkeitsproblem. Mit Recht. Denn das ist einfach gräßlich, mit diesem Gaskrieg, der da geplant wird. Und die grausame, überlegene Sachlichkeit, mit der der Verfasser des Aufsatzes, dieser militärische oder weiß der Teufel was für ein Fachmann darüber spricht! Als ob es sich nur um Chemie oder Physik handelte, und nicht darum, daß man mit Hilfe dieser Gase ganze Städte in einer halben Stunde mit Mann und Maus ausrotten kann.“

Der Fremde schlug auf den Tisch.

„Ja, wie kommen die Leute dazu? Lächerlich! Und an das denken sie gar nicht, was nachher sein wird.“

„Sehr richtig. Aus den Ruinen kann neues Leben nur dann erblühen, wenn die zerstörende Kraft nicht auch die Keime vertilgt hat. Der Sturm kann auch reinigen, das Feuer aber nur vernichten.“

„Die Keime, jawohl, die Keime!“ rief er begeistert, „sie töten ja auch die Keime mit Stumpf und Stiel, mit Brut und Zucht, wenn ich mich so ausdrücken darf.“

„Bitte, bitte.“

„Und wovon werden wir dann, wenn ich fragen darf, leben?“

„Leben! Es fragt sich nicht einmal, wovon, sondern überhaupt, ob? Ob es Menschen geben wird, die einen solchen Massenmord überleben, die dem Untergang entgehen werden.“

Er winkte ab.

„Ah, um die Menschen bin ich nicht besorgt... Sie werden sich schon irgendwie verstecken, werden Gasmasken benutzen, es wird ihnen nichts geschehen, man weiß, wie die Menschen sind...“

Ich sah ihn verblüfft an.

„Um die Menschen sind Sie nicht besorgt? Ja, um wen denn?“

„Um wen? Um die Wanzen, mein Herr — meine Branche ist die Ungeziefervertilgung!“

Der Mönch

Es war am späten Nachmittag, als ich in dem Kloster ankam. Für einen Wagen hatte ich kein Geld, so legte ich den Weg von der Trambahnhaltestelle zu Fuß zurück. Das Pfützenwasser rann mir in die löchrigen Schuhe, der schlecht-geschnittene Anzug beengte mich um die Hüften. Ich war erschöpft und zermürbt, aber es lohnte die Mühe, ihn Aug' in Auge sehen zu können, den großen Mönch, über den ich so oft nachgedacht hatte. Ich wußte nur aus frommen Legendenden, daß er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr ein weltliches Leben geführt. Damals hatte er eine Enttäuschung erlebt, hatte das Sodom der Eitelkeiten und der vergänglichen Genüsse satt bekommen und begrub seither seine Einsamkeit hinter den Mauern eines stillen Klosters.

Er saß vor dem stillen Kloster im Herbstsonnenschein auf schlichter Marmorbank, unter schattigen Apfelbäumen. Er hing mit gefalteten Händen, sanft, mit trauriger Miene seinen Träumen nach. Vor ihm auf einem steinernen Tisch die Reste eines Mahls: Waldhonig, frische Butter, saure Milch, rote Trauben, Birnen — was Mutter Natur einem Menschen zu bieten hat, der auf die gaumenkitzelnden, Sinnesfreuden des verfeinerten Lebens, auf Zichorie und Semmeln, verzichtet

hat. Er betrachtete diese schlichten Reste und war in Meditationen über die Weisheit der Schöpfung versunken.

Mit gütigem Lächeln hörte er mich an, als ich ihm stockend berichtete, daß ich aus der wollustjagenden, in verruchten Gelüsten schwelgenden Welt käme. Sein Lächeln war das eines Erleuchteten, der das Leben kennt, ihm aber freiwillig entsagt hat. Ich erzählte ihm von meinen beklemmenden Zweifeln an mir selbst, sagte, daß ich mich angesichts der Anfechtungen schwach und lasterhaft fühlte, daß mich zerfleischende Begierden geißelten, daß mir die Sinne keine Ruhe ließen, daß ich nicht mehr zu glauben und zu wollen vermöge. In flammenden Worten schilderte ich ihm die Freuden des weltlichen Lebens, zumal da mein Blick während des Sprechens immer auf die Jausenreste gerichtet war: ich hatte nämlich, wie soll ich es nur sagen... nun, ich hatte am vorhergehenden Abend, im Kartenspiel schwelgend, meine letzte Banknote verloren, zu der ich noch zwei hatte gewinnen wollen, um mir ein Mittagessen leisten zu können. Kurz und gut, ich war etwas hungrig, und es wäre mir lieb gewesen, wenn der Mönch mich bewirtet hätte. Doch er wollte mir mehr geben als etwas, das nur den Körper befriedigt und die Seele verschmachten läßt. Statt einer Birne, die bloß für eine Stunde reicht, hatte er für mich Weisheit für ein ganzes Leben bereit.

„Wir sind allesamt Sünder“, sagte er sanft, „und den die Vorsehung nicht beizeiten aus dem Sumpf reißt, der verbringt sein ganzes Leben in Sünde. Doch wenn du empfindenden und demütigen Herzens die Eitelkeit aller Wünsche und Begierden erkennst, gibt dir die Einkehr Kraft, der Hölle der Versuchung zu entrinnen. Doch dazu ist nötig, daß dir eine Prüfung zuteil werde, eine bittere Enttäuschung, ein Irrewerden an dir selbst, ein Erlebnis, das dich erschüttert und niederschmettert, auf daß Erkenntnis und Entsagung dich wieder in die Höhe richteten. Sieh mich an, mein Sohn. Bis zu meinem fünf- undzwanzigsten Jahr lebte ich so wie ihr dort außen: zum Glück hatte mich die Vorsehung mit einer empfindsamen, zartbesaiteten Seele gesegnet, die der Enttäuschung nicht gewachsen war. Dem verdanke ich, daß ich jetzt friedlich und gelassen die Einsamkeit meines Eremitendaseins ertrage.“

„Meister“, stammelte ich andächtig, „ich habe davon schon gehört... von Ihrem Fall... ich komme, Sie zu bitten, daß Sie mir, wenn Sie mich nicht für unwürdig erachten, die Sache erzählen, weil ich mir darüber schon so oft den Kopf zerbrochen habe: Was war diese Enttäuschung, über die gemunkelt wird, in deren Folge Sie sich ins Kloster zurückzogen und ewige Einsamkeit gelobten?“

Das Gesicht des Mönchs verdüsterte sich einen Augenblick, er sah finster vor sich hin. Es war,

als sei die alte Erinnerung, der große, große Schmerz in ihm von neuem erwacht.

„Frag nicht... ich denke nicht gern daran!“ flüsterte er.

„Trotzdem... lassen Sie mich's wissen... Vielleicht kann ich daraus lernen... Vielleicht kann ich es vermeiden... worin bestand diese Enttäuschung?“

„Nun, du sollst es erfahren!“ sagte er mit fester Stimme, und er stand auf. „Die Sache war so, daß ich mich in die Tram setzte, um meinen Vater zu besuchen, von dem ich Geld verlangen wollte. Bei der ersten Haltestelle stand ein Auto, in dem eine mir bekannte Dame saß. Ich winkte ihr zu, und sie winkte zurück — im nächsten Augenblick aber schien es, als hätte sie sich's überlegt, sie begann mit dem Auto davonzufahren und entschwand meinem Blick. Der Fall schmerzte mich furchtbar; ich fühlte, daß sie mich nicht mehr sehen, nicht mehr mit mir sprechen wollte. Ich beschloß, mit ihr Schluß zu machen... sie nicht mehr zu besuchen...“

Die Stimme des Mönchs überschlug sich.

„Und?“ stammelte ich gerührt.

„Nun: in der nächsten Minute kam ich darauf, was geschehen war. Nicht sie hatte mich verlassen — meine Tram hatte sich in Bewegung gesetzt, ohne daß ich es bemerkt hätte. Ich hatte geglaubt, ihr Auto sei davongefahren, in Wirklichkeit aber hatte ihr Auto sich gar nicht bewegt...“

Er hob die Hände mit schmerzlicher Gebärde vor die Augen.

„Das war doch bloß eine einfache optische Täuschung!“ rief ich verwundert.

„Mir aber hat sie genügt!“ rief der Mönch. „Habe ich nicht schon gesagt, daß ich mit einer zartbesaiteten Seele zur Welt kam? Ich konnte die Enttäuschung nicht verwinden — ich zog mich ins Kloster zurück, und jetzt bin ich hier!“

Der Mönch vermochte seiner Rührung nicht Herr zu werden. Er erhob sich und ging zum Abendessen.

Abenteuer

Der blonde junge Mann mit der weißen Chrysantheme im Knopfloch des Rockes nähert sich eilig dem Standplatz.

„He... ist der Wagen frei?“

„Jawohl, frei ist er schon, aber...“

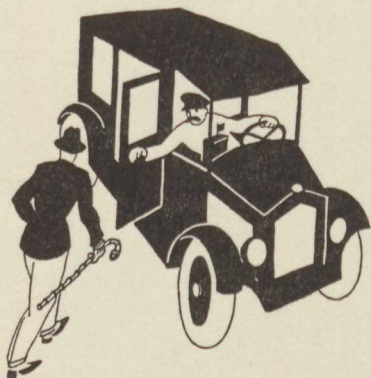
„Was heißt: aber?“

„Wenn es nicht für lange ist... Ich werde nämlich gerade abgelöst. Ich möchte nach Hause.“

„Aber eine halbe Stunde haben Sie noch?“

„Na — wenn es nicht mehr ist... Bitte, steigen Sie ein. Wohin fahren wir?“

„Also geben Sie acht, mein Freund. Erst in die Falkengasse 36, dort holen wir eine Dame ab,



von dort fahren wir dann ins Stadtwäldchen hinaus zum ‚Goldenen Hirschen‘. Wissen Sie, wo das ist?“

„Natürlich weiß ich es... Nur... Wie haben Sie gesagt, wohin fahren wir zuerst?“

„In die Falkengasse 36.“

„Aha... Also steigen Sie nur ein.“

„Aber ein bißchen plötzlich, mein Freund, ich komme ohnedies schon zu spät...“

Der Wagen setzt sich in Bewegung.

Straßen fliegen vorbei. Brücke, Kreuzungen, Verkehrspolizisten.

Falkengasse 36. Der Wagen biegt um die Ecke.

Bremst, bleibt vor dem Haus stehen.

Der Chauffeur springt flink ab, öffnet den Schlag.

Der Herr mit der Chrysantheme aber steigt nicht aus.

„Also jetzt geben Sie acht, mein Freund. Sehen Sie den Balkon dort im ersten Stock?“

„Na, freilich.“

„Schön. Jetzt gehen Sie also in den ersten Stock hinauf. Sie fragen den Hausbesorger nicht, Sie fragen überhaupt keinen Menschen, sondern klopfen gleich rechts von der Treppe an. Verstanden? Sie klopfen an, und Sie läuten nicht! Sie klopfen ans Küchenfenster der Wohnung Nummer 7... Zur Tür kommt jemand, der wie ein Diensthote aussieht... dieser Person sagen Sie schön leise, sie möge der gnädigen Frau, der Hella sagen, Bubi warte unten auf sie... Haben Sie verstanden? Bubi... Wenn kein Diensthote

kommt, läuten Sie trotzdem nicht, sondern Sie warten eine Minute und kommen dann herunter, denn das bedeutet...“

„Ich verstehe. Das bedeutet, daß inzwischen ihr Mann gekommen ist.“

„Sehr brav, römisch Eins. Sie sind ein heller Kopf, mein Junge. Also dann will ich auch nicht mehr viel sagen; los!“

Der Chauffeur rührt sich nicht.

„Was gibt's denn?“

Der Chauffeur steht noch immer da.

„Ja, warum gehen Sie denn nicht? Was schauen Sie so?“

„Ich schau' nicht, gnädiger Herr, aber ich habe schon gesagt, ihr Mann ist gekommen.“

„Gekommen? Wer? Ihr Mann? Ja, woher wissen Sie denn das, hier unten?“

Der Chauffeur zuckt die Achseln.

„Ich weiß es, weil ich selber der Mann der Hella bin. Ein purer Zufall.“

Und da er sieht, daß der andere keine Antwort weiß, fügt er noch ermutigend und beruhigend hinzu:

„Ich hab' Ihnen schon gesagt, daß ich abgelöst werde und nach Hause gehe... Bezahlen Sie, bitte, die Taxe — macht eins fünfundsiebzig, ohne Trinkgeld.“

Radio

Seit drei Tagen raste schon das Meer; der Schiffbrüchige hörte mit dem Rudern auf. Er warf das verbogene Eisenstück weg, das er von der Reling des Dampfers abgebrochen hatte und das ihm beim Sturz ins Wasser in der Hand geblieben war.

Er warf das Eisenstück weg, das ihm ohnedies nicht mehr nützen konnte, dann stellte er die Wellenlänge 323 ein, eine Übertragung aus der Pariser Opéra comique.

Denn auf dem Brett, das er erklettert hatte, als in den wirbelnden Wellen auch der letzte Mast versunken war, befand sich noch etwas: ein Radioapparat mit eingebauter Antenne. Gott weiß, wie das ihm in die Hand geraten war. Es schwamm in einer wasserdichten Kiste zwischen den Trümmern, nach denen er in den ersten Stunden verzweifelt griff. In der Nähe hatte es auch eine Schachtel Zwieback gegeben, und offen gesagt, wäre ihm lieber gewesen, statt des Radioapparates diese herauszufischen. Den Zwieback aber spülte eine sich bäumende Welle fort; er konnte ihn nicht mehr erreichen, dafür warf die nächste Welle den Radioapparat geradenwegs auf das Brett. Und während er halberstickt das Gleichgewicht suchte, um irgendwie rittlings auf

das Brett zu sitzen zu kommen, erscholl neben ihm plötzlich der weiche Tenor Piccavers. Er sang herzerreißend die große Arie aus „Tosca“ jene mit den Worten: „Ich liebte niemals noch so sehr das Leben, tratata, ratata...“ Der Schiffbrüchige drehte sich erstaunt um, dann nickte er verständnisvoll — natürlich! Prag war eingestellt, und er konnte sich noch erinnern, daß er am Tag vorher gelesen hatte, Piccaver gastiere in Prag.

In den ersten Tagen störte ihn die Sache ein wenig. Ihn fror ganz erbärmlich: von dem Eisberg, der das Schiff zertrümmert hatte, bröckelten Teile ab und machten das Wasser eiskalt. Auch der Wind schlug um und trug ihn rückwärts — er hatte keine Ahnung, wo er sich befand, wußte nur das eine, daß es irgendwo in der Mitte des Ozeans war und daß es keine Hoffnung gab. Er machte aus seinem Hemd eine Fahne, verzichtete aber dann auch darauf und wickelte lieber das Brett damit ein. Ein Hai tauchte plötzlich neben ihm auf, auf dem Rücken schwimmend, mit laut schnappenden Zähnen, wich aber erschrocken zurück — Professor Reinhardt hielt in Salzburg einen Vortrag über die Ästhetik der neuen Regiekunst, und der Lautsprecher tat seine Pflicht. Der Hai suchte das Weite und ward nicht mehr gesehen. Da wandte sich der Mann lächelnd dem Radio zu, klopfte ihm auf die Schulter, und von Stund an waren sie bis zur letzten Minute gut Freund.

Zumal jetzt, nachdem er auch das Eisenstück als Quelle überflüssiger Kraftvergeudung weggeworfen hatte und weit und breit nur sie da waren: er und das Radio.

Der Apparat erwies sich als guter Kamerad und war als Gesellschaft keineswegs langweilig. Am Morgen weckte er den Mann mit den kräftigen Klängen einer Neuyorker Jazzband aus dem Schlaf. Daraus ging zugleich hervor, daß es sinnlos war, sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben. In Amerika war gerade Abend, in Berlin Tagesanbruch, in der Nähe konnte kein Ufer sein. Man durfte sich ungestört dem Kunstgenuß überlassen.

Am Vormittag lernte er Spanisch bei einem bedeutenden Gelehrten, der um diese Zeit in Barcelona Sprachunterricht erteilte. Gegen Mittag hörte er mit Interesse die Börsenberichte aus London und verglich sie mit den Berliner Kursen, die eine halbe Stunde später gesendet wurden. Nach Tisch erzählte eine Tante aus Wien artigen Kindern hübsche Märchen vom Dornröschen und von den sieben Schwaben. Um drei Uhr las ein Pariser Hotelkönig aus seinen Memoiren einen Abschnitt über Kochkunst: er teilte Rezepte mit, eigene Patente für Vorspeisen und Pasteten. Dann folgte Tanzmusik aus Mailand.

Ein Propagandavortrag aus Moskau über die Vorteile des Fünfjahrplanes fesselte seine Aufmerksamkeit ganz besonders. Er stellte fest, daß Bassermann den Erbkönig noch immer sehr gut

deklamierte, daß er insbesondere die unheimlichen Stellen gut hervorhob, wogegen die Mistinguette entschieden abfiel. Er nahm mit Schadenfreude zur Kenntnis, daß Bernard Shaw sich zum Film bekehrt hatte, daß das Glockenspiel aus Weimar vorzüglich zur Geltung kam, desgleichen das Gezwitscher der Vögel auf dem Rennplatz von Epsom. Er berechnete, daß man beim Rennen von Auteuil den sicheren Sieg des Vollbluts Forever erwarten konnte und daß im kommenden Jahr zum Frack ausschließlich weiße Weste getragen werden durfte. Der neue Kompromißvorschlag Flandins fand bei ihm keinen Beifall, die letzten Daten über die japanische Aufrüstung befriedigten ihn hingegen. Über den Lockenkopf hatte er dieselbe Ansicht wie Antoine, dafür ließen ihn die Behauptungen der Spiritisten kalt; ferner kam ihm auch die Lehre des Mazdaznan als übertrieben vor, wonach das Glück nur einer von schnöden Sinnesfreuden befreiten einsamen Seele zugänglich ist, die allein auf dem Ozean der Liebe dahintreibt.

Knapp vor seinem friedlichen Entschlummern hatte er noch eine große persönliche Freude. In Wien wurde eine Sängerin namens Polderl Schlögelbauer als nächste Nummer angekündigt. Diese Künstlerin hatte er, ehe er aufs Schiff gestiegen war, auf seine Kosten ausbilden lassen. Sie sang einige G'stanzeln ins Radio, und der Schiffbrüchige stellte mit Genugtuung fest, daß seine Opferbereitschaft nicht unbelohnt geblieben war:

Fräulein Schlögelbauer besaß köstlichen Humor und entzückenden Scharm und brauchte sich mit dem Lied „Hören's, Fräul'n“ auch vor den besten Pariser Chansonetten nicht zu schämen.

Er lächelte und hauchte die Seele aus. Das Radio vermittelte gerade den Vortrag eines Professors aus Stockholm über das siegreiche Vordringen der erlösenden Technik.

Gespräch mit einem guten Menschen

„Es folgt der dritte Punkt des Verfahrens vor dem Obersten Gericht. Ich überantworte Euch dem Henker! Meister, waltet Eures Amtes!“

Der Meister hob die Arme hoch. Die weiten Ärmel der schwarzen Kutte fielen zurück; das Weiße der Augen blitzte eine Sekunde hinter der spitzen, schwarzen Larve auf — dann verschwand er mit mir fast geräuschlos, rückwärts schreitend unter den Bogen des Kellers. Wir waren allein; die Eisentür schlug zu.

Der Meister, ein handfester Mann mit offenem Gesicht und etwas versonnenem Blick, legte das Wams ab. Seine schöne braune Haut, die gewaltigen Handflächen wirkten erquickend nach den vielen rauschenden schwarzen Mänteln, die nur zwei Augen frei ließen. Nach den vielen Dogmen, Gesetzen und Erkenntnissen in Menschenform endlich eine kleine Wahrheit aus Fleisch und Blut! Ich setzte mich auf die Steinfliesen des Kellers und sah seinen Vorbereitungen zu.

Er untersuchte die Winden und Stricke, ob sie stark genug seien. Sodann fügte er die Holzbestandteile der sinnvoll erdachten Vorrichtung des spanischen Stiefels zusammen. Er drehte ein wenig die Rollstangen unter dem nagelbeschlagenen, verschiebbaren Brett, schürte die Glut

im Becken, schwang auch den Schwengel des Rades, richtete es, damit es weniger knarre. Ein musikalisches Gehör, dachte ich mir.

Die Vorbereitungen nahmen viel Zeit in Anspruch. Die grauen Kellermauern lasteten erdrückend auf meinen Augen. Ich hatte Angst einzuschlafen. Ich hatte schon so lange mit keinem Menschen gesprochen! Vielleicht war das der Grund, daß ich ihm, als er mich zufällig anblickte, fast unmerklich zulächelte. Ich machte auch eine höfliche Geste, wie um zu fragen, ob ich schon drankäme. Doch seine Blicke glitten zerstreut über mich hinweg; er ging ganz in seiner Arbeit auf, in der Anordnung und Bereitstellung der verschiedenen Zangen und Spieße.

Später, als ich mich auf seinen Wink auf dem nagelbeschlagenen Brett ausstreckte und er meine Knöchel und Handgelenke mit Riemen festband, versuchte ich ihn trotzdem zur Sprache zu bringen. Es war ein völlig unerträglicher Gedanke für mich, die auf gut zwei, drei Stunden berechnete Prozedur stumm, ohne Wort, mit ihm verbringen zu müssen; wir sollten doch zu zweit sein, in vertraulichem Umgang miteinander beschäftigt — nein, nein, das war einfach unmöglich, zwei, drei Stunden mit einem Lebewesen beisammen sein, ohne es kennenzulernen, ohne mich mit ihm zu unterhalten. Dazu fehlte mir die Kraft.

Ich musterte sein Gesicht: er trachtete aufmerksam, mit zusammengekniffenen Augen einen Blick

unter meine Hüfte zu werfen, um festzustellen, ob die Nägel richtig eingedrungen seien. Dann begann er sorgfältig die Rollstangen zu drehen. Ich räusperte mich.

„Es funktioniert gut!“ begann ich entgegenkommend.

Er nickte.

„Man muß achtgeben, daß das Blut nicht in das Kugellager der Achse rinnt, denn wenn das naß wird, dreht sich das Rad nicht mehr.“

Seine Stimme schnarrte, klang aber nicht unangenehm. „Toskanischer Dialekt“, dachte ich mir sogleich.

„Natürlich muß man achtgeben!“ sagte ich.

„Darum wische ich's immer hier an der Seite mit dem Lappen da ab.“

Eine Zeitlang schwiegen wir. Er ging geschäftig um mich herum, nahm die Riemen herunter, schob mir einen Schemel unter, fesselte mir die Hüfte, fixierte den Hals. Dann hob er zwei schachtelförmige, aus Holzschrauben und Eisenschnallen zusammengestellte, komplizierte Apparate auf.

„Die Daumenschrauben?“ fragte ich, Neugier vortäuschend.

„Erraten.“

Mit einem geschickten Griff montierte er das Gerät auf meine übereinandergelegten Daumen. Nach vier Drehungen beugte er sich mit Kennermiene über mich und nickte, da er feststellte, daß die Nagelbetten aufgesprungen waren. Ich

hatte das peinliche Gefühl, daß das Werkzeug ihm wichtiger sei als das, was ich erzählte. Oder vielleicht war er seines Berufs schon müde und dachte an die Welt außerhalb der Mauern?

„Ein schöner Tag muß heute sein“, bemerkte ich albern.

„Sehr schön. Bei uns hält man um diese Zeit schon Weinlese.“

„Sind Sie verheiratet?“

„Ich habe zwei Kinder.“

Ich begann zu grübeln.

„Auch ich hatte eine Familie...“ sagte ich dann.

Er nahm den Holzrahmen fort, ließ den Aufzug herab, rollte mit leichter Hand die spanischen Stiefel hin. Jetzt begann er von selbst:

„Ja, wissen Sie, ich hätte ruhig zu Hause bleiben können. Als Winzer... Aber das Leben in der Stadt und die Leute und die Staatsstellung, das gilt doch mehr. Beim Militär hat man mich lieb gewonnen, und auch die Religion... Dem Herrn Obermagister gefiel meine Frömmigkeit ausgezeichnet... Bitte, das Knie ein wenig strecken... So. Man ist schließlich doch ein Sohn der Kirche...“

„Freilich, freilich.“

„Zu einem Glas langt es immer. Und die Ehre... die Steuereinnahmer springen mit einem nicht so um. Nächstes Jahr kann ich, wenn der heilige Antonius mir hilft, meinen Sohn herbringen.“

Gerührt drehte er die Eisenstange im Feuer.

Ich wollte etwas fragen, aber er bedeutete mir, daß er mir den Knebel in den Mund stecken müsse. Dann probierte er die rotglühende, funkensprühende Stange vorsichtig an meinem Rücken aus.

„Es riecht unangenehm, wenn es schmort“, sagte er, und er lachte mir aus den Augenwinkeln zu.

„Es gibt Leute, die das nicht ertragen.“

Ich wandte ihm fragend den Blick zu.

„Ja. Blasius, mein Kamerad, hat alles gut gemacht. Er war ein Riesenkerl, er ließ das große Rad laufen, daß es ein Vergnügen war. Mit einer Hand renkte er den Arm des Verurteilten im Schultergelenk aus... Aber beim ersten Brennen wurde ihm übel, er ließ die Stange fallen. Man mußte ihn zur Feldtruppe versetzen. Es kommt bei jedem auf die Veranlagung an.“

Ich nickte, und er fuhr fort:

„Dabei war er ein ganz braver Geselle... wir haben ein halbes Jahr schön zusammen gearbeitet. Aber... sein Herz war der Arbeit nicht gewachsen...“

Er nahm mir den Knebel aus dem Mund, rasselte mit der Winde, ließ den Strick herunter. Die Eisenkugel fiel schwer auf den Boden, als er sie an meinem Knöchel befestigte. Er wand den Strick über mein Handgelenk, warf ihn über den Balken, begann langsam daran zu ziehen. Meine beiden Arme verrenkten sich, ich hob mich auf die Fußspitzen, dann verließ ich den Boden... Als ob ich flöge...

„Er war ein braver Junge...“

„Hatten Sie ihn gerne?“

„Nun, ja... wir haben uns ganz gut vertragen.“

„Sicherlich weil auch Sie ein guter Mensch sind.“



„Meinen Sie? Schon möglich! Ich habe nie jemandem ein böses Wort gesagt, nie einen beschimpft, nie einem etwas vorgeworfen...“

„So ist es recht, mein Freund... Na, leben Sie wohl, ich glaube, jetzt werde ich ohnmächtig.“

„Ich glaube auch... Es ist so üblich... Also leben Sie wohl, gnädiger Herr, vergessen Sie nicht, mich in Ihr Gebet einzuschließen!“

An das Weitere kann ich mich nicht mehr erinnern.

Röntgenland

Ein unpoetisches, trockenes, scholastisches Wort — aber ich finde eben kein anderes zur Bezeichnung des wundersamen Märchenreiches, das ich unlängst im Traum besuchte.

Der Traum glich aufs Haar einer regelrechten Reise. Ich traf fahrplanmäßig mit dem Zug ein, hatte Paß und Visum, wie es sich gehört. Die erste Eigentümlichkeit fiel mir bei der Zollrevision auf. Ein splitter nackter Mann trat in das Abteil, die Dienstkappe auf dem Kopf. Ich blickte mich betroffen um, meine Reisegefährten waren jedoch gar nicht verwundert. Der Zollbeamte verbeugte sich höflich und ließ den Blick rasch über die Bankreihe schweifen. Dann trat er sogleich auf mich zu.

„Die Zigarettendose muß verzollt werden“, sagte er zuvorkommend.

„Was für eine Zigarettendose?“ fragte ich erstaunt.

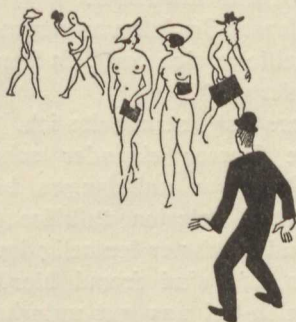
„In der inneren Westentasche, links.“

Ich griff erschrocken hin, dann schaute ich mich argwöhnisch um. Wer mochte mich angezeigt haben?

„Nehmen Sie, bitte, auch den Revolver aus der hinteren Hosentasche“, fuhr der Zollbeamte fort, „der bleibt hier, Waffen dürfen nicht eingeführt werden.“

Ich gehorchte verdutzt, beschämt. Einer der Reisegefährten sah meine Verlegenheit, erbarmte sich meiner und machte sich erbötig, mich in die Stadt zu begleiten, da er sehe, daß ich hier fremd sei. Er habe Röntgenland schon wiederholt besucht und wisse Bescheid.

Es war gut, daß sich jemand gefunden hatte,



an dem ich mich festhalten konnte, sonst wäre ich in den ersten Minuten vor Staunen unbedingt auf die Nase gefallen. In den Straßen hasteten mit Rücksicht auf die Sommerhitze nackte Männer und Frauen — nur einige zimperliche Greise waren in leichte Burnusse gehüllt. Anfangs wandte ich mich verschämt hin und her, da ich aber sah, daß sich meiner wegen niemand schämte, beruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß ich offenbar unter Wilde geraten sei, etwa von der Art der Buschmänner oder Neuseeländer: jede Schamröte war hier fehl am Ort, die Nacktheit

schien in dieser offenkundig wenig zivilisierten Gegend genau so natürlich zu sein wie bei uns Smoking oder Ballumhang.

Diese Sicherheit dauerte aber nicht lange. Mein Führer begegnete anscheinend einem Bekannten, einem bärtigen, sanft dreinschauenden Herrn, der ihm freundlich die Hand schüttelte und sich dann plötzlich mir zuwandte:

„Ich bin Professor Bradula von der medizinischen Fakultät“, stellte er sich vor. „Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen.“

„Ganz meinerseits“, stammelte ich.

„Kennen die Herren einander schon lange?“ fügte der Professor unbefangen hinzu. Dann, nach einigen geflüsterten aufklärenden Worten meines Freundes fuhr er leutselig im Plauderton fort: „Ah so, Sie sind fremd hier? Ich hoffe, Sie werden sich bei uns gut unterhalten. Unser Klima ist herrlich und mit Rücksicht auf Ihren etwas abgeplatteten rechten Lungenflügel kann das Land für Sie gewissermaßen als Kurort gelten. Sonst sind Sie, wie ich mit Freude sehe, nicht auf uns angewiesen — jemand mit so prächtigen Nieren kann es auch in Grönland aushalten. Nur viel Wasser dürfen Sie nicht trinken. Unser Wasser ist stark radiumhaltig: es wäre schade um die schöne große Leber, wenn sie sich entzünden sollte. Wer hat Ihnen den Blinddarm operiert? Alle Achtung!“

Die Welt drehte sich mit mir im Kreis.

„Ich küsse Ihre Gehirnlappen, gnädige Frau!“

Mit diesen Worten flitzte ein hochgewachsener, bebrillter blonder Herr an mir vorbei, während er zur andern Straßenseite hinüberwinkte.

„Guten Tag, Toni!“ lächelte eine reizende kleine Frau mit Grübchen in den Wangen unter einem Sonnenschirm zurück. „Wo stecken Sie immer? Warum sind Sie gestern nicht zur Bridgepartie gekommen? Was ist schon wieder mit Ihrem absteigenden Dickdarm los? Warum ist er so rot? Sie haben schon wieder getrunken?“

„Ach woher, gnädige Frau! Wir sind schön solid schlafen gegangen.“

„Sie flunkern mir etwas vor! Sie haben ja Ihr Frühstückskipfel schon beinahe ganz verdaut, und noch immer sieht man Ihnen die Champagner-schatten an! ...“

Dieser letzte Satz war es, der mir ein Licht aufgehen ließ. Blitzartig zuckte der Gedanke durch mein Hirn, in welch sonderbares und wunderliches Land ich geraten war. Jetzt konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Nacktheit der Menschen hier keineswegs niedrige Kulturstufe, noch weniger Mangel an Schamgefühl bedeutete; Kleider waren einfach überflüssig in diesem Land, wo die Menschen einander ohnedies so durchschauten, wie man durch ein Glas schaut oder vielmehr durch eine mit feiner roter Flüssigkeit gefüllte Flasche, in der gleich verschieden gefärbten durchsichtigen Gegenständen unsere innersten Organe, Gerippe, Nieren, Eingeweide und Herz schweben.

Fast in der gleichen Sekunde, da ich das erkannte, bemächtigten sich meiner grenzenlose Begeisterung und Freude. „Was? Röntgenland?“ dachte ich mir. „Das ist das Land der Wahrheit, das Land der Erkenntnis der Wirklichkeit, die Heimat der ungeschminkten Weisheit! Ein Land, wo die gemalten Kulissen des verlogenen Scheines zusammenstürzen und der Mensch in seiner Eigenschaft als Mensch vor dem Nächsten steht. Es ist die Welt der reinen Vernunft, des kategorischen Imperativs, bar jeglichen schnöden Tünche, durch die die dummen Illusionen unserer Jammerdasein lügenhaft umgaukeln. Hier kann kein Mensch den anderen durch geheucheltes Lächeln, durch schmutzige Schminke, durch trügerische Falschheit überlisten; hier bedarf es nicht der verschönenden Lüge, denn jede Schönheit wirkt grau und bedeutungslos, dem Urquell und Zweck aller Schönheit gegenübergestellt, im blendenden Sonnenschein der Wahrheit! Hier kennt man die Wahrheit — hier kann auch ich endlich erfahren, wonach ich seit meinem Erwachen zum Bewußtsein qualvoll strebe: wohin ich mich wenden soll, wohin gehen? Jetzt gleich muß ich es erfahren, lang genug habe ich schon darauf gewartet!“

„Die Bibliothek“, zuckte es mir durchs Hirn. „Die Bibliothek des Röntgenlandes — der Urquell aller Weisheit. Ich gehe sofort hin.“

Unter der Leitung meines Führers saß ich nach wenigen Minuten im Lesesaal des gewaltigen Ge-

bäudes. Ungeduldig schlug ich den Katalog auf. Gleichviel, von wem das Buch war, ich konnte aus jedem nur lernen.

Aufs Geratewohl verlangte ich das gewaltigste Werk eines Dichters namens Abrakadabra, der nach Angabe des Katalogs eine Geistesleuchte Röntgenlands war und von seinen Zeitgenossen wie auch von der Nachwelt über Goethe und Dante gestellt wurde.

Der prachtvoll ausgestattete Band enthielt nur Gedichte. „Um so besser“, dachte ich mir, „hier wird mir endlich die prophetische Offenbarung zuteil, die unser Herz und Verstand sehnsüchtig von dem Dichter erwartet, von dem Dichter, der, unbetört vom Schleier der Maja, die Welt des Dinges an sich sieht und in seinem Werk festhält.“

Meine Aufmerksamkeit wurde von einem formvollendeten kleinen Gedicht, auf der rechten Seite des aufgeschlagenen Buches, gefesselt. Es handelte von einer Dame namens Lelia, die der Dichter, wie es sich am Ende herausstellt, um einen Kuß anfleht. Um seine Bitte zu begründen, beschreibt er die Frau und deren Körperreize, die das Herz des Dichters, wie es im Gedicht heißt, „bezaubert und bestrickt“ haben. „Denn deine Leber ist schöner als knospende Rosen“, schreibt der Dichter, „und für die blaßgelbe Krümmung deines Zwölffingerdarmes gäbe ich die Welt hin... Oh, wenn ich einmal den Türkisstein deiner Gallenblase anstecken könnte —

oh, wenn ich deine rosafarbenen Mandeln berühren dürfte — oh, wenn ich den Kopf an deine Magenwand lehnen könnte — denn unter allen Frauen bist du es, deren Bauchspeicheldrüse mit ihrem feuchten Glanz die Nacht meiner Sehnsucht erhellt, wie Alcyone am Himmel, wenn der Mond aufgeht.“

Ich warf das Buch zu Boden und erwachte angeekelt.

Der Anbeter

Er wurde ein wenig bleich, stammelte verlegen und schlug die Augen nieder, als wir einander zum erstenmal begegneten.

„Verzeihen Sie“, sagte er mit drolligem, linkischem Lächeln, seitwärts blickend, „für Sie ist das nur ein flüchtiger Zufall, eine Episode. Sie können aber gar nicht ermessen, was dieser Augenblick für mich bedeutet.“

Anfangs verstand ich ihn nicht, dann errötete ich, als ich sah, daß er allen Ernstes bleich geworden war. Er bemerkte es und wurde sogleich weniger befangen. Er lachte mit peinlicher Selbstironie.

„Mein Gott, ich bin bloß einer Ihrer unbekannten Verehrer, deren es gewiß eine Menge gibt. Sie können von mir natürlich nichts wissen, aber ich habe sehr oft an Sie gedacht... Was ich über Sie gehört habe, Ihre Aussprüche... Ihre Lehren... ich habe alles genau aufgezeichnet, alles, Wort für Wort... besonders in der letzten Zeit, in einem bestimmten Abschnitt meines Lebens... der an sich recht bemerkenswert sein dürfte... der aber Sie natürlich nicht interessieren kann...“

Er lachte von neuem. Auch ich wurde verlegen. Um es zu verbergen, versicherte ich ihm mit

übertriebenem Eifer, daß er und seine Erlebnisse mich im höchsten Grade interessierten.

Nachher kamen andere, ich unterhielt mich mit Freunden. Währenddessen schwieg er aufmerksam und bescheiden. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß wir zwei zuletzt allein blieben. Er begleitete mich eine Strecke. Diesmal sprach er, soweit ich mich erinnere, nicht von dem, was er später flüchtig erwähnte, daß er das Gefühl habe, nur lauter Dummheiten zu sagen, daß er sich aber vergebens Mühe gebe, es falle ihm kein würdiges Wort ein, die Kehle sei ihm wie zugeschnürt.

Auf seine Geschichte oder Tragödie kam er auch später nicht zu sprechen, so daß ich sie niemals erfuhr.

Der Vorwand seines Besuchs war zu fadenscheinig, um lange aufrechterhalten zu werden. Behutsam, aber mit merklicher Verachtung für meine alberne Überempfindlichkeit, begann er von mir zu sprechen. Er zog gegen manche meiner früheren Ideen los, deren ich mich gar nicht mehr entsann, und er tat dies mit einem Eifer, als hätte ich sie in demselben Augenblick ausgesprochen. Meine schwachen Einwände beantwortete er mit einem spöttisch-verstockten Schweigen, in dem die Anklage lag, daß ich ihm eine Komödie vorspielte, ihn geringschätzte oder der Ansicht sei, er könne mich nicht verstehen.

Ich begegnete ihm immer häufiger. Seine Befangenheit war verschwunden, er plauderte drauf-

los, fiel mir oft ins Wort. Es war, als wollte er mich vor mir selbst schützen, für den Fall, daß ich etwas sagen sollte, das meiner unwürdig wäre. Er paßte fortwährend auf, auf jede Bewegung und jeden Tonfall, und das mußte man ihm lassen, er hatte meinen Charakter in dieser kurzen Zeit recht gut kennengelernt. Er konnte meine Gewohnheiten, meine Manieren, meine mir selbst nicht bewußten Schrullen frappant, auf treffende Weise kennzeichnen, wodurch er mich manchmal lachen machte.

Er wußte, daß ich jedesmal, wenn wir beisammen waren, ein unbehaglich beklemmendes Gefühl hatte. Um mich schadlos zu halten, schlug er im Gespräch mit mir einen gütigen, beinahe väterlichen Ton an. Ich für mein Teil sagte mir, daß Interesse und Aufmerksamkeit, wenn auch nicht immer angenehm, so doch ein Zeichen der Liebe sind und daß es eine Gemeinheit wäre, sie nicht zu ertragen.

Meine Freunde aber mochte er nicht. Er teilte mir, anfangs durch Schweigen, später auch offen mit, daß sie mir schadeten, mich von meinem Weg, meinem Ziel, meinem Beruf ablenkten. An meinen Weg, mein Ziel und meinen Beruf glaubte er nämlich unerschütterlich, und er glaubte auch an die inneren Kämpfe, die ich mit mir selbst austragen müsse, um mein Ziel zu erreichen.

Ich schämte mich, unsere sonderbare Beziehung vor Freunden zu erwähnen. Sie standen ihm fremd gegenüber. Keiner von ihnen wußte,

wer er sei, sie waren immer erstaunt, wenn er unerwartet in meiner Gesellschaft auftauchte. Einer von ihnen sagte mir klipp und klar, er halte es für lächerliche Eitelkeit, den langweiligen Schmarotzer üppig werden zu lassen, nur weil mir seine Verehrung, seine schwärmerische Ergebenheit schmeichelten. Seinetwegen werde man mir bald gar nicht mehr in die Nähe kommen können. Ich versuchte ohne Überzeugung, ihn und mich zu verteidigen. Er wußte auch das und brachte meinen Freunden unversöhnlichen Haß entgegen.

„Grüß dich Gott!“ rief er mir auf dem Korso höhnisch zu. (Wir hatten meines Wissens nie vorher du zueinander gesagt.) „Ich störe dich nicht, ich sehe, du unterhältst dich gut.“

Damals floh ich ihn schon.

Einige Male ließ ich mich verleugnen oder brannte aus meiner Wohnung durch. Ich hatte Gewissensbisse, ich wußte, daß es ihm schlecht ging.

Eines Abends erwartete er mich im Treppenhaus. Er wartete schon lange. Auf der Straße schneite es.

„Ich muß dich sprechen. Ich muß dir sagen, daß du ein grauenhaftes Leben führst. Ich bin empört. Du rennst in dein Verderben, du verkommst, gehst zugrunde. Was wird aus mir, wenn ich meinen Glauben an dich verliere? Du bist der einzige, an den ich je geglaubt habe.“

Ich versuchte ihn zu beruhigen, verteidigte mich,

versicherte ihm, daß er die Lage falsch beurteile. Im Treppenhaus war es dunkel. Wir stiegen langsam hinan. Er sprach keuchend.

Von oben kam einer meiner Freunde, der gerade an meiner Tür geläutet hatte. Der Freund begann munter zu plaudern. ER schwieg eine Minute, nahm dann unvermittelt und unbegreiflicherweise den leichten, scherzhaften Plauderton meines Freundes an, dem er sich zuwandte:

„Ah, meine Verehrung. Sie kennen mich nicht; ich sehe, Sie kennen mich nicht, aber es ist auch nicht wichtig. Sie haben mich einmal im Schatten dieses großen Kindes gesehen. Wir beschimpfen einander gerade, aber das tut doch weiter nichts, nicht wahr?“

Wir standen mit einem peinlichen Gefühl da, ich und mein Freund. ER bemerkte es, hörte aber nicht auf.

„Na, ich habe ohnedies keine Zeit. Wir sind nur zufällig zusammengetroffen; ich habe im Haus nebenan zu tun. Leben Sie wohl, lassen Sie sich nicht stören — Servus, Kamerad. Geben Sie acht auf ihn, bitte, er ist in sehr verschnupfter Stimmung, er hat den moralischen Katzenjammer. Grüß dich Gott!“

Leicht, hauchzart, aber mit unverkennbarer Bewegung klopfte er mir auf die Schulter und stürzte die Treppe hinunter.

Was weiter geschah, war wie ein böser Traum. Ich begann mit meinem Freund schweigend, aber erleichtert die Treppe zu ersteigen. Ich spürte,

daß der Freund mir etwas sagen wollte. Er schüttelte mißbilligend den Kopf. Doch ehe er noch einen Laut hervorbringen konnte, ertönten unter uns, etwa in der Höhe des zweiten Stockes, Schritte.

Er war zurückgekommen. Er blieb keuchend stehen, als er uns erreichte.

„Ich habe den Kerl nicht angetroffen! Ich dachte mir, ich würde euch noch einholen.“

Ich fand keine Worte. Mein Freund stand einige Treppenstufen höher.

ER klopfte mir auf die Schulter.

„Na, was schaust du so? Seht mal diesen Moralisten! ... Am Ende bist du mir noch böse, daß ich dir wegen deines dummen Menschenhasses ein wenig den Kopf gewaschen habe! — Schauen Sie nur, Herr ... Herr dingsda ... Verzeihung, ich habe Ihren Namen vergessen ... Schauen Sie, wie der Idiot sich's zu Herzen genommen hat! ... Also sagen Sie selbst, hab' ich nicht recht, wenn ich ihn beschimpfe? ... Man darf sich doch nicht so gehen lassen ... was bist du für ein Waschlappen? Schauen Sie nur ... Wie er ganz aufgewühlt dasteht ... sogar die Krawatte ist ihm zur Seite gerutscht ... wenn ich nicht aufpaßte ...“

Er begann an meiner Krawatte zu zerren.

„Wie siehst du aus? ... Darf ein Mensch, der etwas vorstellen will, so aussehen? Pfui!“

Er spuckte mich an. Sein Speichel traf meinen Hals, tropfte über meinen Mantelkragen.

Ich wurde wohl leichenblaß. Die ungewohnten Worte entrangen sich mir schwer, qualvoll, mein Hals schnürte sich zu:

„Bitte... machen Sie, daß Sie weiterkommen... Sie frecher Kerl...“

Ich sah noch in seinem geöffneten Mund die grinsenden, lückenhaften Zähne. Er wich einen Schritt zurück, sprang vor, schlug mir aus Leibeskräften mit der Faust ins Gesicht und stürzte dem dunklen Treppenhaus zu, wie einer, der in der Versenkung verschwindet.

Harun al Raschids letztes Abenteuer

Zu jener Zeit war Harun al Raschid schon griesgrämig und verhärtet. Auf seinen nächtlichen Streifzügen hatte er das Volk, in dessen Gewühl er früher so gern untergetaucht war, kennengelernt und sogar satt bekommen. Wenn er nach einem neuen Abenteuer die Verkleidung — die eines Marktschreiers, eines Barbiergesellen oder eines Straßensängers — ablegte, fühlte er einen bitteren Geschmack im Mund. Er spielte diese Rolle schon zu gut, und eines Tages ertappte er sich dabei, daß er ernstlich verärgert über den Fahrgast der Sänfte war, den er als Träger durch halb Bagdad geschleppt hatte und der ihm die Mühe schäbig entlohnnte.

So kam es zu seinem letzten Abenteuer.

Einmal nachts hatte er irgendwo in der Hauptstadt eine Bude umherziehender Schauspieler entdeckt. Er gaffte die Schmierenkomödianten an und verspürte Lust, hinter die Kulissen zu schauen, um den Leuten auf ihre Kniffe zu kommen. Doch alle sahen ihn für einen Landstreicher an und stießen ihn fort. Am nächsten Abend ließ er sich aus der Hofgarderobe rote Pumphosen und eine Schellenkappe geben. Er entschlüpfte durch den Tunnel des Schlosses, durch den Gartenausgang, allein. Er meldete sich

bei dem Budenbesitzer und gab sich für einen armenischen Komödianten aus, der Tierstimmen nachahmte. Er befreundete sich mit dem Mann von der Schmiere und hatte bald den Kniff heraus. Später, als das kunterbunte Publikum sich im Zelt zu versammeln begann, wurde es ihm auf der Bühne langweilig, und er mischte sich unter das Volk. So erblickte er die äthiopische Jungfrau, die ihn ins Unglück stürzen sollte.

Sie war Landstreicherin und hieß Zoraide. Harun al Raschid fand Gefallen an ihrem struppigen Haar und ihren langen Armen, mit denen sie um sich fuchtelte wie mit Dreschflegeln. Eine Sekunde blitzte ihm der Gedanke durchs Hirn, daß er das ganze Abenteuer, das ihm ohnedies schon langweilig geworden war, im Stich lassen, schön nach Hause gehen und sich das Mädchen holen lassen sollte. Dann aber schämte er sich des Gedankens. Das Mädchen war mit einem handscharbewehrten Soldaten gekommen, und Harun al Raschid sah, daß der Soldat ihr gefiel. Das Vorhandensein eines Rivalen reizte ihn. Der alte Trotz regte sich in ihm, zugleich mit dem Gedanken, daß er, Harun al Raschid, der Kalif aller Rechtgläubigen, eigentlich gar nicht eine Person sei, wie alle meinten und wie es im normalen Zustand ihm selbst schien, sondern zwei. Und was das eine Ich verschenkte oder bekam, das gehörte nicht dem anderen, war nicht dem anderen zugedacht, durfte von ihm nicht beansprucht werden. Und törichterweise beschloß

Harun al Raschid, verkleidet um die Liebe des Mädchens zu werben.

Doch das hielt schwer. Das Mädchen hatte nicht viel für die roten Pumphosen übrig, beachtete auch die schönen Worte nicht, sie starrte unverwandt die bunten Kulissen und die Zauberkünstler an: die gefielen ihr. „Na, wart“, dachte Harun al Raschid. Er ging am Morgen nicht nach Hause, er blieb bei den Komödianten und machte sich erbötig, unentgeltlich in der nächsten Vorstellung aufzutreten. Man bereitete gerade ein prunkvolles Stück vor, mit dem Titel „Der Kalif“. Eine Rolle des Stückes war die Harun al Raschids. Harun al Raschid lachte in sich hinein, als er das erfuhr. Mit ernster Miene erklärte er, diese Rolle spielen zu wollen, da er den für seine Absonderlichkeiten bekannten Kalifen gut nachzuahmen verstehe. Man ließ ihn Probe spielen und übertrug ihm die Rolle. Am dritten Tag fand die Vorstellung statt.

Harun al Raschid, der Schauspieler — natürlich legte er sich den falschen Namen Hassan bei —, erntete in der Rolle Harun al Raschids beachtlichen Beifall. Besonders den Frauen gefiel er. Nach der Vorstellung befand sich auch Zoraide unter denen, die vor der Bühnentür warteten, um ihn zu feiern. Und an diesem Abend gingen sie zu zweit in Hassans Wohnung, die er von seinem Verdienst für drei Drachmen gemietet hatte.

Es folgten Tage des Glücks. Harun al Raschid schlürfte mit träger Wollust das nach Granat-

äpfeln schmeckende Getränk der Liebe, die Hassan zugebracht war. Das Mädchen verzärtelte ihn, überhäufte ihn mit Liebkosungen, nannte ihn ihre Liebe, ihre Wonne, ihren Abgott, ihren teuren Mann, ihren Gebieter, ihren einzigen süßen Kalifen. Harun al Raschid schloß die Augen und dachte, was Zoraide wohl dazu sagen werde, daß der schwärmerische Überschwang ihrer Liebe keine Übertreibung sei, sondern die reine Wahrheit.

Und so ging das durch etwa zwei Monde. — Hassan verkörperte noch einige Male Harun al Raschid auf der Bühne, und alle beneideten Zoraide um ihren Liebhaber, in dem schon alle Welt ihren Mann sah. Harun al Raschid schob die Rückkehr hinaus; jeden Abend malte er sich das Glück aus, das es geben werde, wenn er Zoraide — die er inzwischen liebgewonnen — ins Schloß mitnahm und ihr die Wahrheit offenbarte, als göttlichen und wundersamen Lohn ihrer Liebe und ihres Vertrauens.

Eines Tages entschloß er sich, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. In der Früh, als Zoraide noch schlief, stahl er sich aus seinem Quartier und eilte zum Schloß. Doch die Thür des Gartentunnels fand er von innen verriegelt. So mußte er den gewöhnlichen Weg nehmen. Im Tor wurde er angehalten, und als er zornig seinen Namen nannte, lachten ihm die Soldaten ins Gesicht. Ein Narr, sagten sie einander, der noch gar nicht wisse, daß Harun al Raschid gestorben

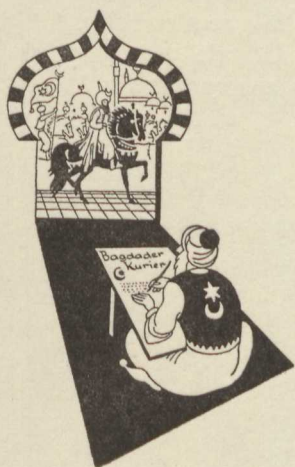
war und sein Nachfolger auf dem Thron Achmed hieß — der Fremde sollte sich wenigstens für Achmed ausgeben, um für einen gebildeten Narren gehalten zu werden.

So endete also das letzte Abenteuer Harun al Raschids. Er unternahm noch einige Versuche, erkannt und anerkannt zu werden. Doch alles war vergeblich. Den Ring hatte er damals leider zu Hause vergessen, und die Pseudoleiche Harun al Raschids war seither schon längst irgendwo im Drawidenland beigesetzt, aus dem die beglaubigte Nachricht seines Todes eingetroffen war. Erschöpft und verbissen kehrte er zu Zoraide zurück, die ihn schmollend empfing. Eine schöne Geschichte, beklagte sie sich, sie ohne Geld allein zu lassen und wochenlang umherzustrolchen, niemand wisse, wo. Abdullah, der türkische Soldat mit dem Handschar, sei sicherlich nicht fähig, dergleichen zu tun, und der habe sie im Ernst heiraten wollen, ehe Hassan aufgetaucht sei.

Harun al Raschid hatte sich unterwegs in der trostreichen Hoffnung gewiegt, er werde sich Zoraide zu erkennen geben und ihr seinen ganzen Fall erzählen. Jetzt aber, da er die Tränen der Frau sah und ihr Jammern hörte, wurde ihm klar, daß er nichts sagen durfte, weil Zoraide ihm auf keinen Fall geglaubt hätte. Sein Geld aber ging allen Ernstes aus, also begab er sich zum Eigentümer der Schmiere, wo er erfuhr, daß seine Rolle inzwischen mit einem anderen

Schauspieler besetzt worden war, der nach Ansicht der Zuschauer Stimme und Bewegungen des verewigten Harun al Raschid ungleich täuschender nachahmen konnte. Das gab selbst Zoraide zu, die sich in Begleitung des türkischen Soldaten zur Abschiedsvorstellung einfand, um den Rivalen ihres Mannes spielen zu sehen. Nach langem Flehen bekam er eine kleinere Arbeit.

Ein halbes Jahr später zog die Truppe fort, ohne ihn mitzunehmen. Dann versuchte er noch ab und zu Arbeit zu bekommen, weil Zoraide mit zunehmendem Alter immer bitterer und zank-süchtiger wurde. Bei seinen früheren Abenteuern hatte er einige Handwerke erlernt, die er jetzt



schlecht und recht verwerten konnte. Zwei Jahre verdiente er sein Brot bei der Schmiere, dann wurde er Barbier. In den folgenden Jahren fristete er sein Leben bald als Marktschreier, bald als Sänftenträger, bald als Straßensänger. In einem Elendsjahr, als der Drachmenkurs in Teheran besonders niedrig stand, brachte er sich schließlich als Mitarbeiter des „Bagdader Kuriers“ durch. Eines Tages, als Jussuf, der Schriftleiter des „Bagdader Kuriers“, ihn ob seiner Arbeit belobte, errötete Harun al Raschid vor Freude und hatte das Gefühl, Genugtuung für den Schimpf erhalten zu haben, der ihm vor vielen, vielen Jahren angetan worden war, als er einen Fahrgast in der Sänfte durch halb Bagdad geschleppt und für seine Mühe keinen angemessenen Lohn geerntet hatte.

Denn im Grunde genommen war Harun al Raschid ein anspruchsloser Mensch.

Der Fremde

Drei Frauen träumten auf der Terrasse vor sich hin.

„Ja, der Erfolg“, sagte Frau Christa, den dunklen Blick in die Ferne gerichtet, während ihre feine Hand zerstreut nach der Zigarettendose griff. „Das erhebende Bewußtsein, daß wir gefallen, daß wir begehrt werden, ohne Anstrengung oder Absicht, durch die bloße Tatsache unseres Daseins: ja, das ist wohl berauschend. Aber wie selten ist das, und wie schnell geht es vorbei!“

Die beiden anderen Frauen dachten nach. Frau Elisabeth starrte vor sich hin und nippte versonnen an dem duftenden Alkohol, der im geschliffenen Glas grün vor ihr schimmerte. Sie stellte das Glas hin.

„Der Fremde“, sagte sie dann gedehnt. Die zwei Frauen sahen sie erwartungsvoll an.

„Ich kenne seinen Namen nicht. Ich nenne ihn also nur den Fremden. Vor etwa zwei Jahren war es — aber ich weiß auch das nicht mehr genau. Ich habe es vergessen, vielleicht fällt es mir nie wieder ein. Doch jetzt, da du begonnen hast, davon zu sprechen, sah ich ihn förmlich wieder vor mir. Und während du sprachst, dachte ich an ihn und muß dir recht geben: es

gibt solche Augenblicke im Leben, und sie sind die wahrsten und am schönsten.“

Die zwei Frauen sahen erwartungsvoll drein.

„Wie war er?“ flüsterte Frau Lene aufgeregt.

„Hochgewachsen, hager. Mit knochigem Gesicht, nicht mehr jung, die Augen tiefliedend, mit sonderbarem, aufmerksamem, verlangendem und trotzdem düsterem schwarzen Blick. Ich hatte gerade einen schlechten Tag.“

Sie seufzte und leerte ihr Gläschen.

„Ich saß allein zu Hause. Ich langweilte mich, fühlte mich alt und enttäuscht. Mein Mann war weggefahren, ich erwartete ihn erst zur Nacht, sehnte mich aber nicht nach ihm. Ich sah einem öden, grauen Abend entgegen — ich hatte nicht einmal Lust, zu euch hinüberzugehen. Ich legte Wäsche in den Kasten, dann lag ich faul auf dem Sofa, begann in einem Buch zu blättern, warf es wieder weg. Auf einmal läutete es.“

Frau Elisabeth seufzte.

„Das Stubenmädchen sagt etwas im Vorzimmer, erklärt, daß der Herr nicht zu Hause sei, man möge morgen kommen. Doch der Besucher hört nicht zu. Feste Schritte nähern sich der Tür, es klopft. Ich setze mich auf dem Sofa auf. Ein fremder Mann tritt ein. Er ist sichtlich überrascht, daß ich allein im Zimmer bin. Sekundenlang findet er keine Worte, grüßt verlegen. Ich frage ihn, womit ich dienen könne, er antwortet nicht. Dann beginnt er ungefragt zu sprechen, mit tiefer, aufgewühlter Stimme:

„Offenbar die gnädige Frau? Oh, ich bitte um Verzeihung, ich suche Ihren Herrn Gemahl. In einer sehr wichtigen Angelegenheit...“

„Hat Ihnen das Stubenmädchen nicht gesagt, daß er nicht zu Hause ist?“ frage ich verwundert.

„Die Angelegenheit ist überaus wichtig“, wiederholt der Fremde und er schaut. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, Herr K. weiß davon...“

Und er steht auf einem Fleck, hartnäckig, wie versteinert. Ich werde verlegen, zeige auf den Lehnstuhl neben dem Tisch.

„Wollen Sie vielleicht Platz nehmen“, sage ich, nur um etwas zu sagen.

Er sieht mich an — dann sieht er den Sessel an. Dann setzt er sich. Dabei aber wendet er kein Auge von mir — er sieht mir mit entschiedenem, unzweideutigem Blick geradeaus ins Gesicht.

Ich erröte: ich spüre die Kraft dieses bestürzten Blickes.

„Mein Mann kommt erst heute nacht nach Hause“, beginne ich plötzlich, um meine Verlegenheit zu verbergen, „aber wollen Sie es vielleicht mir sagen ... ich werde es ihm bestellen.“

Mit unsicherer Bewegung erhebe ich mich. Auch er steht auf. Er antwortet nicht — er schaut starr, mit zusammengekniffenen Augen, wendet den Blick nicht von mir — jetzt sehe ich schon klar, daß er sich gar nicht um das kümmert, was ich ihm sage. Die Worte machen ihm keinen Eindruck; er starrt nur meinen Mund an, als

hätte ihn ein Zauber in Bann geschlagen, seit er das Zimmer betreten hat. Ich wende mich ab. Und jetzt kommt etwas Wunderbares. Der Fremde tritt auf mich zu, ganz nahe an mich heran. Ich ziehe mich zurück und setze mich wieder aufs Sofa.

Und dann geschieht folgendes: der Fremde setzt sich zu mir. Aber wohlgemerkt, gar nicht zudringlich. Er neigt den Kopf vor und starrt mir ins Gesicht und sagt nichts. Ich stehe noch einmal auf, beginne die Worte hervorzusprudeln:

„Warten Sie vielleicht auf ihn — oder was rede ich da — er kommt ja erst in der Nacht.“

Ich setzte mich in den Fauteuil — da stand der Fremde auf und kam mir nach. Und er setzte sich ganz nahe neben mich auf einen anderen Sessel. Und er starrte, jetzt schon unverhüllt, gierig, mit aufgerissenem Mund, wie besinnungslos und selbstvergessen meine Lippen an. Ich sage euch, es lag darin nichts Brutaless, keine rohe Begierde, kein eroblungslustiger Wille — diese Ungezogenheit, dieses Aufflammen, diese



schlichte Ergriffenheit, diese Ohnmacht, mit der er mir wie mondsüchtig folgte, wie von einem Blitz getroffen, wirkten geradezu rührend unbeholfen und linkisch. Ja, das war der Augenblick, von dem Christa gesprochen hat — ich spürte, daß der Rausch auch mich ergriff; ich spürte einen Augenblick, was es für einen Mann bedeuten mag, daß ich eine Frau und daß ich schön bin. Ich spürte, ich spürte mit meinem Körper die magnetischen Wellen, die mir entströmten und den Willen des Mannes lähmten, daß er von seiner Bahn abwich und machtlos vor Wonne und bezaubert um mich kreisen mußte — in immer engeren Kreisen, immer näher und näher, bis er es endlich nicht mehr ertrug — und ohnmächtig in den glühenden Kern der verhängnisvollen Sonne stürzen mußte; über meine Lippen. Es war ein wundersames, jauchzendes Siegesgefühl — ich zitterte, aber ich war selig — ich machte noch ein paar Versuche: ich setzte mich auf einen anderen Sessel, dann wieder aufs Sofa. Mittendrein sprach ich ruhig und unablässig weiter und kümmerte mich nicht mehr darum, was daraus werden mochte. Ich erwartete auch keine Antwort mehr. Ich wußte, daß er mir nicht antworten konnte — aber er kam mir nach, überallhin, er rückte in meine Nähe, kam heran, immer wieder heran — wie an einem kurzen Faden gezogen, dessen Ende ich in der Hand hielt. Und er sah und sah und sah auf meinen Mund und wartete, wartete, war-

tete... Zwei aufgerissene, riesenhafte Augen... wie zwei rollende Planeten... vernebelt von trunkenen Begierde..."

Frau Elisabeth verstummte und griff nach dem Glas. Die zwei Frauen lagen nicht mehr, sie saßen schon aufgerichtet mit gierigem Blick.

„Und? Und?“ fragte Frau Lene zitternd vor Spannung.

Frau Elisabeth goß den 'Alkohol mit einem Schluck hinunter. Sie zuckte die Achseln.

„Auf einmal stürzte Artur mit den Kindern aus der Nachbarwohnung ins Zimmer. Sie schlugen einen Riesenwirbel, kehrten das Unterste zu oberst. Der Fremde stammelte etwas, er werde Emil im Büro besuchen. Noch in der Nacht berichtete ich im Dunkel meinem Mann, pochenden Herzens, aber in gleichgültigem Ton, daß ihn ein soundso aussehender Herr gesucht habe. Endlich erkannte ihn mein Mann nach der Beschreibung.

„Ah, der Skurek!“ sagte er. „Ich weiß schon — in der Holzangelegenheit! Ich bin froh, daß er mich nicht zu Hause angetroffen hat. Ein furchtbarer Kerl! Der Arme ist stocktaub, aber er gesteht es nicht ein und steckt einem nur die Nase ins Gesicht, damit er die Worte vom Mund ablesen kann. Denn obendrein ist er auch noch kurzsichtig, der arme Teufel. Ich werde ihm schreiben, daß ich die zwei Waggon kauft.“

Momentane Geldverlegenheit

Die folgende Geschichte hat keine Moral. Oder wenn Sie darin doch eine finden sollten — ich wasche meine Hände in Unschuld.

Man gewöhnt sich an die ständige Kundschaft der Bettler, die sich Jahr für Jahr regelmäßig einstellen. Es kommt vor, daß man das Gas nicht bezahlt, daß man mit der Lichtrechnung im Rückstand bleibt oder — was allerdings schon schwieriger ist — nicht einmal die Steuern termingerecht zahlt. Aber daß man den Bettler aufs nächste Mal vertröstet, daß man sich etwa darauf ausredet, daß es einem selber momentan nicht sehr gut gehe, das gibt es eben nicht.

Und daß es das schon ganz und gar nicht gibt, davon wurde ich heute nachmittag durch einen Fall überzeugt.

Der Mann mit dem Kopfschuß tritt plötzlich auf den Kaffeehaustisch zu, an dem ich ruhig und still sitze. Der Mann mit dem Kopfschuß bekommt von mir jeden Nachmittag seine Gebühr — zwanzig Heller. Er sagt kein Wort, er pflanzt sich einfach vor meinem Tisch auf und wartet.

So auch diesmal.

Ich krabble in meiner Tasche. Herrgott, was soll das heißen? In meiner Geldbörse finde ich nichts

— und die Briefftasche habe ich offenbar zu Hause vergessen.

Die Situation beginnt peinlich zu werden.

Der Mann mit dem Kopfschuß steht da und wartet. Er steht ruhig und bescheiden, doch seine Miene verrät weder Mitleid noch Verständnis. Ich sehe ihn insgeheim an. Um seine Augen zuckt es, eine Sekunde lang hat es den Anschein, als wollte er sich meiner Verlegenheit trotz allem erbarmen, dann aber heißt er sein von Natur gütiges Herz schweigen. Sein Blick sagt: „Bedaure, ich weiß, daß das unangenehm ist, aber du wirst es doch einsehen, mein Freund; in den heutigen schweren Zeiten bin ich beim besten Willen nicht imstande, dir diese lumpigen zwanzig Heller zu schenken oder auch nur zu stunden. Es tut mir aufrichtig leid. Aber auch meine Gläubiger sind streng. Schenkt mir jemand etwas?“

Ich erröte. Ich stehe auf.

„Warten Sie einen Augenblick“, sage ich so nebenbei.

Ich blicke mich im Kaffeehaus um. Vielleicht finde ich einen Bekannten.

Aha, der Herr Bankdirektor. Ohne nachzudenken nähere ich mich ihm. Noch bevor ich hinkomme, verliere ich den Mut. Er liest gerade — nein, das geht nicht, es ist lächerlich, da müßte ich ihm vorerst noch einen Scherz erzählen, um es irgendwie plausibel zu machen, daß ich mir zwanzig Heller ausborgen will. Zu einem Scherz bin ich aber gar nicht aufgelegt. Noch weniger paßt es

mir, ihm jetzt einen Vortrag darüber zu halten, daß ich meine Briefftasche zu Hause gelassen habe... Nein, es geht nicht.

Der Cafétier... Nein, den anzupumpen, geht ebensowenig. Hopp, ich hab's! Der Oberkellner! Nein, auch schlecht... Er steht gerade vor dem Tisch, von dem die Gäste immer so neugierig zu mir herüberschauen. Ich darf den Leuten keinen Einblick in meine privaten Verhältnisse gewähren.

„Gehorsamster Diener, gnädiger Herr!...“
Ich drehe mich um.

Es ist der einbeinige Bettler, mein lieber, immer gut gelaunter, bohemienhafter Freund. Er sieht mich mit freundlichem, liebenswürdigem Lächeln an. Da packt mich aber schon der Galgenhumor.

„Sie kommen gerade zurecht. Ich selber brauche zwanzig Heller.“

„Aber bitte, gnädiger Herr. Da haben Sie!“
ruft er freudig.

Und schon hält er mir das Geld hin.



Der mit dem Kopfschuß steht noch immer vor meinem Tisch. Er wartet düster, ruhig, unerbittlich. Gott sei Lob und Dank, ich kann ihn abfertigen. Es ist gut, wenn man Beziehungen hat; da sind momentane Geldverlegenheiten nicht so gefährlich.

Schminke

Sie verrieb noch ein wenig Rouge auf den Lippen, zog ihre Brauen mit Kohle nach, strich die Locken aus der Stirn und umkreiste mich: Spitzen wirbelten, Bänder flatterten, Brillanten glitzerten, Düfte bebten.

„Bin ich schön?“ fragten die zwei lippenförmigen Schminkestreifen, sich ein wenig öffnend, nur soweit das Ende des Streifens es gestattete, wobei die lang ausgezogenen Wimpern sich hoben.

Ich lächelte verwundert.

„Sehr“, sagte ich dann, weil mir einfiel, daß sie mir mit derselben Miene und demselben Herumwirbeln diese Frage schon einmal gestellt hatte, offenbar unter ganz ähnlichen Umständen, und weil ich mich erinnerte, daß sie damals schön und begehrenswert gewesen war. Doch sonderbar, daß ich mich an das alles erinnern konnte: an die Bewegung, mit der sie den Lippenstift an den Mund und die Kohle an die Brauen geführt hatte, doch was inzwischen gewesen, wo ich überall umhergekommen, wer sie war und wer ich war und woher ich sie kannte — das alles wußte ich nicht mehr. Vielleicht hatte ich es nur irgendwo gelesen oder in einer Bildergalerie gesehen — doch auch das war nicht gut

möglich, weil im Hintergrund der Erinnerung auch Geschmack und Wärme des Traums zitterten.

Als ich auf dem unteren Treppenabsatz ankam, war meine Stimmung von dem Aroma des Traumes durchtränkt — die Augen wurden mir heiß, und die Schläfen hämmerten.

In der Halle holte sie mich ein.

„Gehen wir?“ atmete Coty-Lorigan, und der duftende Puder kitzelte mir einen Augenblick das Gesicht.

Im Auto schmiegte sie sich an meine Brust. Und da wußte ich schon, was der Traum war: unten am Bachufer mitten unter wilden Blumen zwei wirbelnde Hände, zuckende, nackte Beine, ein sonderbarer herber Geruch und aufgerissene, erschrockene Augen. Bockshörner! Heiliger Himmel! Daß ich das vergessen konnte, und welch jauchzende Freude, welch lächelnde Seligkeit, daß es mir schließlich doch noch einfiel und allem einen Sinn gab: dem Gras, dem Baum, der Luft, dem Sonnenschein!

Trunken lallte ich etwas... „Du bist es also, du?“

Der Duft und die Spitzen antworteten flüsternd und hauchten mir ins Ohr, betäubend, schmachend.

„Die Frau Luttenberger... hast du sie gesehen? ... aber es ist kein echter Diamant... sie hat es leicht... sie hat ihn nicht von ihrem Mann... Ich weiß es von Käthe... Das ist

diese Blonde in Kreppmusselin... Sie hat eine gute Figur ... Aber große Füße..."

So plapperte sie, und Duft und Spitzen schwebten... Einen Augenblick war ich verdutzt. Bah! Vielleicht hatte ich nicht gut aufgepaßt, vielleicht verstand ich es nicht... Oben bei mir sollte es anders sein...

Das Auto bog scharf ein, holperte, verlangsamte das Tempo. Ein Scheinwerfer strich über das Ufer — hier war es, hier am Bach: ich spürte den Geruch der wilden Blume. Weiter!

In meinen Armen trug ich sie die Treppe hinan, keuchend, mit gespannten Muskeln. Eine Tür schlug zu, ich hörte noch die schlurfenden Schritte des Pförtners im Hof hinsterben. Dann wurde es still — Türen und Fenster geschlossen — und ich allein mit meiner Beute. Sie lag auf dem Sofa, sprach kein Wort mehr, schloß die Augen.

Ich zündete die kleine Lampe an, dann näherte ich mich behutsam. Ich hatte den Plan, sie so zu küssen, erst weich und vorsichtig mit geschlossenen Augen. Die zwei roten Streifen aber verwirrten mich; ich ging zum Toilettentisch zurück und holte dort ein Rehleder, um sie abzureiben.

Die Schminke ließ sich leicht wegwischen, doch fand ich darunter nicht die Weichheit des lebenden Gesichtes — darunter war eine blassere, aber straffere Schminkeschicht, Spur früherer Schönheitsmache. Ja, das war es, jetzt erinnerte

ich mich, so war sie vor etlichen Monaten gewesen, als ich sie zum erstenmal sah.

Ich holte einen größeren Lederlappen und machte mich daran, das ganze Gesicht abzureiben, die Lider und das zarte, feingeformte Gesicht. Nach und nach gab die Larve nach, ich schüttete ein wenig Spiritus darüber. Das wirkte, die ganze Tünche löste sich. Darunter zeigte sich ein Bild, etwas mager, aber ebenfalls aus Farbe — ja, man erkannte die Spur der Künstlerhand.

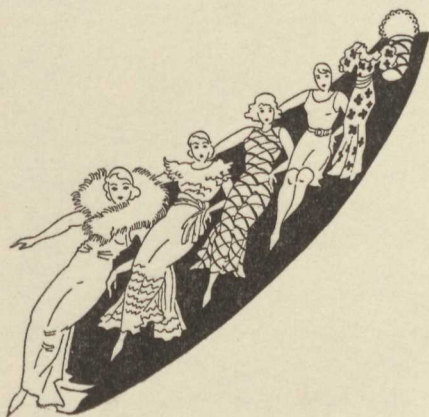
Jetzt legte ich mich schon kräftiger ins Zeug, um auch diese Schicht abzutragen. Das Licht der Lampe flackerte, ich sah kaum noch etwas, überließ mich dem feinen Tastgefühl meiner Finger. Eine neue Lage kam zum Vorschein, wieder aus Schminke. Ich brüllte auf und schüttete den ganzen Inhalt der Flasche darüber. Dann begann ich zu kneten und zu reiben und zu kratzen, um endlich aufs Fleisch zu kommen — die Maske lockerte sich, gab nach, zerrann mir unter den Fingern — meine Hände waren besudelt von farbigem Naß, zu beiden Seiten des Sofas rieselte es zu Boden — langsame Bäche. Auf einmal spürte ich, daß ich schon den Samt des Sofas bearbeitete... Entsetzt griff ich nach der Lampe und leuchtete hin.

Der Körper lag auf dem Sofa, der Kopf aber war nirgends mehr zu sehen. An seiner Stelle nur ein aufgelöster schmutziger Farbfleck, den der Samt des Sofas schlüpfend einsog.

Meine Kehle war ausgetrocknet.

„Ich kümmere mich nicht mehr darum!“ röchelte ich. „Das Gesicht war ohnedies nur ein Schild — ich will den Körper haben!“

Und mit einer einzigen Bewegung riß ich die Seide herunter, um gierig zuzupacken... Aber ich fand kein Hemd darunter, nur ein anderes Kleid... Ja, ich erkannte es; es war dasselbe, in dem sie an mir vorbeigerauscht war, am Arm jenes anderen Mannes... Auch das riß ich herunter... Jetzt folgte ein Kostüm... Es war das, das sie von dem Bankier bekommen hatte. Unter dem Kostüm mädchenhaft heller geblümter Batist: sie hatte ihn von der Mutter erhalten, als sie heiraten sollte... Ich riß den Stoff in der Mitte entzwei... Darunter mußte wohl schon sie sein? Ich griff in den Riß... Ein weicher,



seidiger Gegenstand — ich zerrte ihn heraus. Es war ein Wickelkissen, leer, mit herunterhängenden Bändern — das Wickelkissen, in das sie nach der Geburt gelegt worden. Sie selbst aber war nirgend, und auf dem Sofa lagen zerknitterte Lappen.

Bitte genau zu fragen

„Grüß Gott. Du bist aber sonnenverbrannt, warst du auf dem Lande?“

„Ich war übers Wochenende in Reichenau.“

„Ja? Dort verbringt meine Familie die Ferien.“

„Ich weiß, ich bin deiner Frau Gemahlin sogar begegnet.“

„Wirklich? Hat sie mir etwas sagen lassen?“

„Nein, ich habe sie nur eine Minute gesprochen, konnte sie nur rasch begrüßen.“

„Was heißt das, rasch begrüßen? Etwas wird sie doch gesagt haben? Hat sie nicht nach mir gefragt?“

„Sie hat schon etwas gefragt, aber ich weiß nicht genau...“

„Herrgott, bist du aber ein Querkopf, von dir kann man nichts anständig erfahren.“

„Ja, was willst du denn erfahren?“

„Sei so freundlich und erzähl mir genau, Wort für Wort, was ihr gesprochen habt. Genau so, wie ich dich frage.“

„Schön, bitte, nach Belieben. Also ich begegnete ihr, und ich sagte: ‚Küß die Hand, gnädige Frau.‘ Worauf sie...“

„Worauf sie? Bitte, erzähle es so, wie es geschehen ist...“

„Worauf sie vor meinen Augen mit den Armen

zu schlenkern begann, mit dem einen Bein schlug sie nach hinten aus und sagte: „Grüß Gott, Skurek!“ Und sie spuckte dabei aus. Das hast du also wissen wollen, nicht wahr?“

„Wie?! Was?!... Was redest du da?! Sie hat mit den Armen geschlenkert?!... Mit dem Fuß hat sie ausgeschlagen?! Und gespuckt hat sie?!... Meine Frau??!...“



„Jawohl, wenn du es wissen willst, und das ist noch nicht alles, denn im nächsten Augenblick legte sie sich auf den Bauch, drehte sich im Kreis herum, strampelte mit den Beinen und rief mir zu: ‚Wenn Sie Emil sehen, sagen Sie ihm, es geht mir gut.‘“

„Jesus Maria! Ist das wahr?!... Und das sagst du nur so?“

„Wie soll ich's denn sagen? Du wolltest doch, daß ich die Sache genau erzähle, wie sie sich zugetragen hat.“

„Gott im Himmel! Das ist doch Veitstanz... Oder Sonnenstich... Oder die Drehkrankheit... Zeig mal, wie sie es gemacht hat.“

„So! So hat sie mit den Beinen gestrampelt und mit den Armen gefuchelt...“

„Und du hast ruhig zugesehen, ohne ihr zu helfen? Du hast sie nicht aufgehoben?... Und keinen Arzt gerufen?“

„Warum denn? Das Wasser ist dort gar nicht so tief, und außerdem kann sie ganz gut schwimmen.“

„Was für Wasser?“

„Na, das Bad, in dem ich ihr begegnet bin.“

„Oh, du Idiot! Du hast sie also im Bad gesehen? Warum sagst du das nicht?“

„Du wolltest nur wissen, was wir gesprochen haben, und hast mit keinem Wort gefragt, wo.“

Die Rache der Wissenschaft

Der junge Mann, um den es sich hier handelt, heißt Krakowski. Er ist seines Zeichens Journalist. Nehmen wir nun an, daß dieser Krakowski eines Tages kein Thema hat. Da geht er hin und schreibt eine große Reportage über die Universität, worin der Nachweis geführt wird, daß die gelehrten Professoren der Universität gar nicht so sehr gelehrt sind, sondern hin und her und für und wider — kurzum, was einem Journalisten zu dieser Frage einfällt.

Daraufhin werden die Wissenschaftler der hohen Bildungsanstalt auf Krakowski böse. Wie steht nun die Sache? Ein Journalist, wenn er einen Pik auf jemanden hat, kann sich bekanntlich rächen, indem er in seinem Blatt unangenehme Unwahrheiten über den Betreffenden schreibt. Was aber soll ein Gelehrter tun, dem keine Zeitung zur Verfügung steht, um sich an Krakowski zu rächen? Offenbar muß auch zu diesem Zweck die Wissenschaft herhalten.

An dem Tag, an dem er seinen Aufsatz veröffentlicht hat, geht Krakowski mit dem ruhigen Gefühl schlafen, daß die Wissenschaft ohnmächtig gegen ihn sei. Er schläft seelenruhig ein und sitzt in seinem Traum im Lesesaal der Universitätsbibliothek, in die Lektüre wissenschaftlicher

Werke vertieft. Das erste Buch, das ihm in die Hand gerät, ist die zwanzigbändige Weltgeschichte eines Universitätsprofessors. Er blättert darin mit überlegenem Lächeln, auf einmal aber steht ihm das Herz still. Auf einer Seite liest er folgende Zeilen, gesperrt gedruckt:

„Nach Samuel V. sollte den Thron der Hellenen Krakowski III., genannt der Schweinsköpfige, besteigen. Allein vor der Krönung zog er sich eine ekelerregende Krankheit zu, worauf das Volk ihn auf eine entfernte Insel verbannte. Die Geschichte dieses unglücklichen, idiotisch veranlagten Menschen wurde von der Fachwissenschaft erst in jüngster Zeit aufgehehlt...“

Krakowski blättert rasch weiter, doch zu seinem Unheil. Im Kapitel über die Napoleonischen Kriege stößt er neuerlich auf seinen Namen. Er figuriert dort als ein Hochverräter, den Scharnhorst im Keller durch den Strang erschießen ließ, weil sein Kragen schmutzig war. Auch dieser Vorfall sei von den Historikern erst in jüngster Zeit entdeckt worden.

Krakowski beginnt sich merkwürdig zu fühlen. Er beeilt sich, das zwanzigbändige Werk zurückzustellen, und verlangt das Werk eines bekannten Gelehrten, betitelt „Die Welt der Tiere“ — wo er auf Seite 127 gleich beim Aufschlagen des Buches von folgenden Zeilen niedergeschmettert wird:

„Zu der hier besprochenen Gattung der Pferde-läuse gehört ferner der übelriechende Krakowski,

Cracovius male olens, der schädliche Säfte ausscheidet. Mit Rücksicht auf seinen penetranten Gestank wird er mit Petroleum vertilgt.“

Krakowski stellt das Buch entsetzt zurück und verlangt andere. O Grauen!

Im großen Fachwerk „Handbuch der Chirurgie“ wird in einem Kapitel „Carcinoma ventriculi“ oder „Cracovscinoma“ eine schauerliche Krankheit beschrieben, als deren Erreger der in den Exkrementen des Schweines gedeihende winzige Krakowskipilz nachgewiesen wird.

In der „Analytischen Formelsammlung“ findet sich folgende bemerkenswerte Aufgabe:

„Nehmen wir an, daß wir eine Kugel, die Haferstroh im Quantum von einem Krak faßt, genau in der Mitte mit einem vier Millimeter breiten Küchenmesser durchschneiden. Fragen: 1. Wieviel Zentimeter lang ist der Durchmesser der Kugel; 2. Wenn die Kugel eine Breite von vier Zentimeter hat, wie groß ist ihr Umfang; 3. Wenn die Kugel Krakowskis Kopf ist, wieviel Ohrfeigen haben auf seiner Wange Platz?“

Endlich beschäftigt sich im großen Werk „Statistik“ ein umfangreicher Abschnitt mit der bemerkenswerten Tatsache, daß die weitaus größte Anzahl der Raubmörder bei Individuen zu finden ist, deren Name mit „K“ beginnt. Unter diesen stehen in Blutschande und Gehirnschwäche an erster Stelle Personen, deren Name mit „Kra“ beginnt, in verbrecherischer Veranlagung solche mit Krakow, während unter Mutter- und

Vatermördern Personen namens Krakowski weit-
aus überwiegen.

Krakowski erwacht röchelnd und beeilt sich, die
Reportage aus dem Satz zu nehmen. Von da an
zieht er ehrerbietig den Hut, wenn ihm ein
Universitätsprofessor in den Weg kommt.



Das Telephon klingelt

Ich langweile mich fürchterlich. Ich stehe am Fenster und beobachte die Straße, doch gibt es dort nichts zu beobachten. Auf der anderen Seite der schmalen Straße, mir gegenüber, ein dreistöckiges Haus. Sehen wir einmal zu, was es dort Bemerkenswertes gibt. Die drei Fenster links im zweiten Stock trauern mit heruntergelassenen Rollbalken: die Leute dort sind schon aufs Land gefahren. Dafür aber herrscht auf der anderen Seite noch Leben — der Vorhang wird hinter dem offenen Fenster fortgezogen. Was geschieht dort? Hinter dem Fenster ein Lederfauteuil, etwas weiter innen ein Bücherschrank. Großer Schreibtisch. Vor dem Schreibtisch ein korpulenter Mann mittleren Alters, offenbar hat er gerade etwas geschrieben, jetzt lehnt er sich schläfrig zurück und bohrt in der Nase. Wer kann der Mann sein? Was schreibt er, und was denkt er, und warum bohrt er in der Nase? Natürlich müßte ich nicht hinschauen, aber wie kommt dieser Mensch dazu, gerade den Teil des Welt- raums einzunehmen und für mich unangenehm zu gestalten, wo er sich befindet und wohin ich nicht schauen soll? Es ist grauenhaft, daß ich ihm nicht mitteilen kann, er werde beobachtet und sei nicht allein. Hinüberrufen kann ich nicht,

dazu ist die Entfernung doch zu groß, außerdem könnte er sich auch noch beleidigt fühlen. Ja, die Entfernung! Aber hoppla!... ich habe eine gute Idee.

Wer ist dieser Mensch?

Gott, bin ich aber dumm! Es ist der Rechtsanwalt Dr. Ferdinand Glückselig, man sieht sein Schild am Tor... Zweiter Stock, Tür 5, links. Stimmt.

Ich suche im Telephonbuch seine Nummer. Dr. Ferdinand Glückselig, Nummer soundso. Ich rufe ihn an. Währenddessen beobachte ich ihn. Drüben klingelt das Telephon. Der Herr Doktor springt auf, rennt zum Apparat.

„Hallo, hallo, wer dort?“

„Spricht dort Dr. Ferdinand Glückselig?“

„Am Apparat. Wer spricht dort?“

„Wer hier spricht, ist unwichtig. Wichtig ist, daß Sie nicht Nase bohren sollen. Sonst haue ich dir auf die Hand, du Lümmel.“

Dem Herrn Dr. Glückselig bleibt die Stimme in der Kehle stecken. Er stammelt etwas; seine Worte höre ich nicht; ich sehe nur an seinem Mund, daß er spricht, weil ich ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen lasse.

„Na, stottern Sie nicht, junger Mann.“

Der Rechtsanwalt greift sich verzweifelt an den Kopf.

„Wie... Wie... Wa... wa... was? ... Wer... Wer...“

„Nicht stottern, mein Sohn. Und greif dir nicht an

den Kopf, fuchtle nicht, spring nicht soviel herum. Kannst du dich nicht anständig benehmen?“

„Hallo! Hallo! Wer ist dort? Wer spricht?“

Der Rechtsanwalt dreht sich entsetzt um die eigene Achse, schaut um sich, dreht den Kopf hin und her. Ich lege ruhig das Hörrohr hin. Den Rest beobachte ich nur noch wie einen Film. Er schreit noch eine Zeitlang in die Muschel, erhält aber keine Antwort. Da beginnt er sich die Augen zu reiben, später auch die Ohren. Er kneift sich in den Arm. Endlich lächelt er erleichtert; er seufzt — es ist ihm gelungen, sich zu betäuben, sich einzureden, er habe an diesem heißen Nachmittag nur geträumt. Er trinkt ein Glas Wasser. Wird ruhiger. Setzt sich. Außen in seinem Vorzimmer läutet es. Er rennt zur Tür; eine Dame erscheint. Hm, hm. Sehr vertrauliche Begrüßung. Einige Minuten später sitzen beide auf dem Sofa. Die Unterhaltung wird immer vertraulicher. Der Rechtsanwalt küßt ihr die Hand — was soll das heißen? Sein anderer Arm legt sich schlau auf die Lehne des Sofas. Hm, Hm. Es ist Zeit einzugreifen.

Ich rufe an.

Er macht sich erschrocken los und eilt zum Apparat.

„Hallo, hallo!“

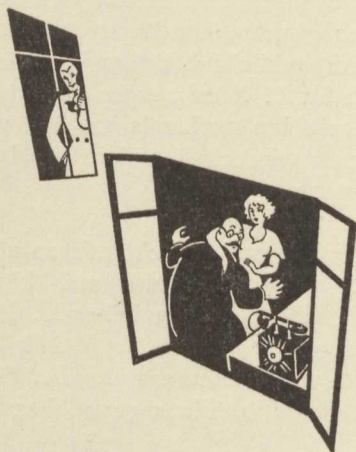
„Hallo, spricht dort Dr. Ferdinand Glückselig?“

„Am Apparat. Wer dort?“

„Hören Sie, mein Lieber. Wollen Sie die Dame nicht in Ruhe lassen? Schämen Sie sich denn

nicht? Ihre arme Frau auf dem Land, was würde die dazu sagen?“

Die Knie des Rechtsanwalts knicken ein. Er stürzt vor dem Telephon nieder. Er hebt die Hände zum Gebet. So raunt er weinend in die Muschel:



„O Herr! O Jehova!... Jetzt endlich habe ich dein Donnerwort vernommen... Ich bin nur ein armer sündiger Sterblicher vor deinem göttlichen Antlitz. Gebiete deinem Knecht, ich gehorche...“

Und er versinkt in inbrünstiges Gebet. Er tut mir leid; was soll ich den armen Kerl länger quälen?

„Du brauchst keine Angst zu haben, mein Sohn.

Laß diese Frau in Frieden ziehen, dann wird alles wieder gut... Et cum spiritu tuo... Ne sutor ultra crepidam... Time is money..."

Der Rechtsanwalt macht ein verzücktes Gesicht, wie man es auf den Bildern Fra Angelicos sieht. Er versinkt in ekstatische Andacht.

Die Sache beginnt mich zu langweilen. Anfangs hat sie sich ganz unterhaltsam angelassen, aber sie verspricht schließlich keinen materiellen Vorteil. Das heißt... Könnte man da nicht...

Mut! Ich rufe ihn nochmals an. Mit verklärtem Gesicht, unter wiederholten tiefen Verbeugungen kommt er zum Apparat:

„Gebiete, o Herr!“

„Danke, mein Sohn, es geht mir so ziemlich... Nämlich... Dingsda... Hör mal, könntest du mir nicht hundert Kronen leihen... Ich bin im Augenblick etwas knapp... Weißt du, diese Kometen und das Sonnensystem... Schick das Geld jetzt gleich ins Haus gegenüber, III. Stock, Tür 4..."

Dr. Glückselig runzelt die Brauen. Ich werde verlegen.

„Weißt du, mein Sohn, mir ist es wirklich egal, wohin du es schickst... Ich bin ja allgegenwärtig... Aber immerhin zur Sicherheit..."

Dr. Glückselig haut den Hörer hin. Jetzt ist ihm ein Licht aufgegangen... Er wirft einen Blick herüber... Bum! Er hat mich gesehen.

Die Moral der Geschichte: wenn du ein höheres Wesen bist, pumpe die Leute nicht an.

Der Dichter
(Eine Weihnachtslegende)

Der Dichter setzte sich bequem an den Kaffeehaustisch, zog seine Tasse näher, warf einen Würfel Zucker hinein, dann begann er zu weinen. Er weinte schön gleichmäßig, erst aus dem rechten Auge, dann aus dem linken und hielt die Tasse geschickt darunter. Als die Tasse voll war, wischte er sich die Augen mit der Serviette, rührte in der Schale um und begann behaglich zu schlürfen.

Am Nachbartisch saß ein hochgewachsener, hagerer Herr und beobachtete den Dichter aufmerksam. Plötzlich stand er auf und trat an des Dichters Tisch.

„John Devil ist mein Name“, sagte er kurz.

„Der Teufel?“ fragte der Dichter neugierig.

„Meine Familienangelegenheiten tun hier wohl nichts zur Sache“, bemerkte der hagere Herr kalt.

„Im übrigen bin ich Fabrikant und habe in Budapest geschäftlich zu tun. Was treiben Sie da?“

„Sie sehen doch. Ich verzehre meine Jause, genau genommen auch mein Mittagessen.“

„Und ist das alles wirklich echt?“

Der Dichter zuckte die Achseln. Mr. Devil hob die Tasse, roch daran, tauchte einen Finger hinein, leckte ihn ab. Er nickte, dann sah er auf die Uhr.

„In einer halben Stunde fahre ich nach Manchester. Ich liebe langwierige Verhandlungen nicht, mache Ihnen also in aller Kürze einen Vorschlag. Sie liefern mir von dieser Flüssigkeit monatlich zwei, drei Liter für 600 Dollar den Liter. Das Geld weist Ihnen die Bankabteilung meiner Fabrik in Manchester monatlich im voraus an. Die erste Rate bekommen Sie schon zum ersten Monat. Ich erwarte Ihre Sendung spätestens bis zum Fünfzehnten des kommenden Monats. Empfehle mich.“

John Devil verschwand, und der Dichter rieb sich die Augen.

„Dummheiten!“ sagte er nervös.

Doch am Ersten erhielt er genau den angegebenen Betrag. In seinem ersten Entzücken war er vor Freude ganz verwirrt: er erstand einen Mantel und Wäsche, mietete ein weiches, kleines Nest, kaufte Kohle und begann, sich seines Lebens zu freuen.

Nach einer Woche wurde er von Gewissensbissen gequält. Die Zeit war da, dem großzügigen John Devil etwas zu liefern, weil der Termin heranrückte.

Infolgedessen ging er am Abend etwas früher aus dem Klub, in den er eingetreten war, ließ sich im Kamin ein tüchtiges Feuer machen, verzehrte sein Abendessen und zog seinen Pyjama an. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, nahm eine feine Mokkatasse, warf einen Würfel Zucker hinein und sah zum Plafond

hinauf, in der Absicht, die Arbeit zu beginnen.

Er wartete auf die Tränen; da aber durch volle fünf Minuten keine kamen, drückte er sich unruhig auf die Augen.

„Ja, was soll denn das heißen?“ sagte er verlegen.

Aber die Tränen kamen noch immer nicht.

„Na, gehen wir!“ rief der Dichter nervös und beleidigt. „Wird's bald?“

Er verzog den Mund und begann laut zu jammern.

„Oh, ich armer, unglückseliger, vaterloser, mutterloser, verlassener, elender Wurm!“ klagte der Dichter immer lauter. „Oh, ich Bettler...“

Alles vergebens. Nichts.

Der Dichter wurde von Entsetzen gepackt. So konnte er dem John Devil nichts liefern, und um das gute Leben war es geschehen. Wild und verzweifelt begann er, sich die Augen zu drücken und zu massieren, von oben nach unten, auch keuchte er dazu.

„So geht das nicht“, sagte er schließlich. „Ich darf den Alten nicht betrügen, es muß ihm doch klar sein, daß ich kein Bettler bin. Ich muß etwas anderes ausdenken.“

Nach einer Minute Pause begann er von neuem.

„O du arme, unglückselige Menschheit, was mußt du alles leiden! Wenn ich daran denke...“

Ihr armen, armen Menschen...“

Er wartete gespannt, merkte aber mit steigen-

dem Entsetzen, daß sein Auge immer trockener wurde und sein gekrümmter Mund gerade, sich sogar schon nach oben krümmte, welche Mühe er sich auch gab, ihn hinunterzudrücken. Das Herz krampfte sich ihm vor Angst zusammen, weil er ein verdächtiges Beben im Magen verspürte.

„Arme ... arme Menschheit ...“

Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, da er fühlte, daß sein Mund immer breiter wurde und bald die Ohren erreichen mußte. Wenn das noch eine Minute dauerte, konnte er sich nicht mehr zurückhalten und begann gewiß laut zu wiehern.

Er wurde bleich. So war doch alles zu Ende! Jetzt sollte er dem guten Leben entsagen, jetzt, da er erst auf den Geschmack gekommen?

Er zögerte einen Augenblick, da blitzte es trotzig in seinen Augen. Er stand auf, trat zum Krug, goß Wasser in den Teekoher, wärmte es ein wenig und schüttete es in die Tasse. Er mischte ein wenig Salz bei und einige Gramm Asche. Das alles rührte er gut um und füllte es in eine Flasche, die er sodann verkorkte und versiegelte.

Er gab die Flasche an die Adresse der Fabrik in Manchester auf und erwartete bangen Herzens die Antwort. Bis zum Ersten hatte er die verabredeten drei Liter genau geliefert.

Am Ersten kam das Geld ohne jede Bemerkung.

Der Dichter atmete auf. Er stellte sofort einen

Sekretär an, richtete ein Laboratorium ein und machte sich an die Arbeit. Nach zwei Monaten verlangte er Preiserhöhung unter Berufung auf die wachsende Teuerung des Rohstoffes. Es wurde ein neuer Vertrag gemacht, und der Dichter erweiterte den Betrieb.

Später kaufte er John Devil die Fabrik in Manchester ab und lieferte in eigener Regie en gros für Politiker und Fürsten das Material zu Äußerungen über die friedliche Entwicklung und wachsende Prosperität der Menschheit.

Gummi

„Nimm den Faden da von deinem Hut.“

„Fällt mir nicht ein, das ist kein Faden, das muß so sein.“

„Was sind das für Dummheiten?“

„Das? Das ist ein Hutschutz. Gegen den Wind. Äußerst praktisch. Eine Gummischnur am Hutrand befestigt, das andere Ende kommt in das Knopfloch. Gummihutträger.“

„Gummihutträger? Ja, was ist denn das für ein hanebüchenes Wort. Das hat doch keinen Sinn.“

„Warum? Genau soviel wie Gummihosenträger!“

„Das ist etwas anderes, das ist ein allgemein gebräuchlicher Ausdruck.“

„Dieser auch. Er bedeutet dasselbe. Nur hält das eine die Hosen, das andere den Hut.“

„Das Wort ist trotzdem unrichtig. Wenn es etwas bedeuten soll, das aus Gummi ist und den Hut trägt, so kann Gummi nicht vorne stehen und Hut danach, denn wenn du Gummihutträger sagst, so denkt man an einen Gummihut, der einen Träger hat, während dein Hut offensichtlich nicht aus Gummi ist.“

„Ja, wie soll man's denn sagen?“

„Sprachlich richtig und präzise. Vielleicht Hutmithutträger.“

„Hutgummiträger? Du meinst also, das sei ein Träger, der den Hutgummi trägt. Das heißt, der Hut ist zwar nicht aus Gummi, hat aber irgendwo ohne jeden vernünftigen Grund ein großes Stück Gummi, und der wird von einem Träger festgehalten, damit er nicht vom Hut fällt. Du denkst aber sehr logisch!“

„Ja, wie soll man's denn sagen?“

„Ganz einfach. Trägerhutgummi.“

„Dummheit. Trägerhutgummi! Was soll das bedeuten? Das hieße doch, daß ein Träger einen Hut hat und daß ein Gummi zu diesem Hut gehört. Warum dann nicht gleich Gummiträgerhut?“

„Gummiträgerhut? Einen Moment, das ist nicht einmal schlecht. Es könnte auch Tränergummihut heißen oder Traghut oder Huttrog oder Hütergummi... Ja, wie ist es denn eigentlich?“

„Hopp! Ich hab's. Ein Kolumbus-Ei ist das Ganze! Huttränergummi! Daß wir nicht gleich daraufgekommen sind! Ein Gummi, der einen Hut trägt! Ja, wo rennst du denn hin?“

„Laß mich in Ruhe, der Teufel soll's holen! Der Gummi ist gerissen, dort fliegt mein Hut im Wind!“

Das Thermometer

„Kultur?“ Robert winkte mit bitterer Ironie ab.
„Kultur? Zivilisation? Leerer Wahn!“

Wir alle verstummten, weniger aus Ehrfurcht denn aus Vorsicht, weil Robert ein wenig getrunken hatte und sich wieder einmal in der Stimmung befand, in der er den geringsten Widerspruch mit einer Geschichte zweifelhaften Ursprungs beantwortete, die nach seiner Behauptung immer aus dem Leben geschöpft war. Das geschah an diesem Abend schon zum fünftenmal. Immer begann es damit, daß er ein Wort aus der Unterhaltung aufschnappte und so tat, als hätte er's auf philosophische Belehrung abgesehen und führte bloß des leichteren Verständnisses halber ein instruktives Beispiel an. Wir hüteten uns also, ihn zu reizen, und einer von uns versuchte sogar, rasch von etwas anderem zu sprechen.

„Habt ihr schon gehört, Leopold will heiraten...“

„Heiraten?“ brüllte Robert. „Lächerlich! Heiraten? ... Kultur? ... Zivilisation? ... Leerer Wahn!“

Wir fügten uns in unser Schicksal, und Robert begann seine Geschichte zu erzählen.

„Stellt euch das Milieu vor: russische Front im

ritten Jahr des Weltkriegs. Galizien. Winter. Erbärmliche Kälte. Nacht. Der Oberleutnant kommt, nachdem er die Schützengräben visitiert hat, todmüde in den Unterstand zurück. In aller Eile trinkt er seinen Tee aus der Thermosflasche, kann aber die schlafschweren Lider nur noch mit Mühe offen halten. Eine Minute, und er wird schlafen. Angst packt ihn — was geschieht, wenn die Kälte noch zunehmen sollte? Der Wind pfeift durch den Unterstand; der Pelzmantel bietet keinen Schutz. Das Thermometer zeigt zwanzig Grad unter Null. Wenn die Temperatur um weitere fünf Grad sinkt, und er schläft ein, erfriert er unbedingt. Schlafen aber muß er. Sein Blick fällt auf seinen Burschen: einen kroatischen Bauern, einen richtigen Urmenschen, ein Wesen aus der Steinzeit, primitiv und barbarisch. Wie soll er es dem erklären? „Hör zu“, sagt er endlich, und er gibt ihm das Thermometer in die Hand. „Aber paß gut auf. Siehst du das Rohr da? Darin läuft ein Silberfaden. Der Silberfaden ist der Teufel selbst. Der Teufel will mich umbringen, darum habe ich ihn in das Rohr gesperrt. Das Rohr aber hat ein Loch. Wenn der Teufel bis hierher kommt“ — und er zeigte auf den Strich bei fünfundzwanzig Grad unter Null —, „entweicht er durch das kleine Loch und bringt mich um. Ich werde jetzt einschlafen. Wenn du bemerkst, daß er soweit gekommen ist, mußt du mich sofort wecken.“

Der Bursche übernahm das Thermometer mit abergläubischer Angst. Der Oberleutnant schlief ein. Der Bursche begann zähneklappernd halblaut zu beten. Der ‚Teufel‘ sank langsam. Auf einmal geriet er ins Schwanken. Er kroch einen halben Grad höher. Der Bursche sah, daß der Teufel vor seiner Stimme Angst bekommen hatte: er näherte das Thermometer seinem Mund und flehte lauter zu allen Heiligen, sie mögen seinen Herrn retten. Die Säule hob sich langsam. Der Bursche, in der Unschuld seines Gemüts, war selig, den Teufel besiegt zu haben, und sollte niemals erfahren, daß das von seinem Atem erwärmte Thermometer nicht mehr den kritischen Punkt anzeigte. So war er also auch baß erstaunt, als er seinen Herrn am Morgen nicht mehr wachrütteln konnte. Der Oberleutnant war bei dreißig Grad Kälte erfroren.“

Robert schwieg.

Eine Minute herrschte Stille.

„Eine unwahrscheinliche Geschichte“, bemerkte jemand schüchtern.

„Unwahrscheinlich?“ rief Robert triumphierend.

„Mag sein, daß sie unwahrscheinlich ist. Dann wird wohl der Oberleutnant gelogen haben. Ich habe nämlich die Geschichte von ihm selbst, aus seinem eigenen Mund gehört.“

Erste Hilfe

Mit einem Verkehrsunfall begann es.

Mein Zug näherte sich schon Budapest, als der Unfall geschah. Es war ein Verschieben oder etwas Ähnliches — genug daran, der Zug bremst plötzlich ab; ein großer Ruck, ich stürze nach vorne, gerade zur rechten Zeit, weil aus dem Gepäcknetz im weiten Bogen ein dickbäuchiger Koffer fliegt.

Zum Glück streift er nur meine Stirn und Nase, doch ist mir auch das genug — ich blute, an der Stirn platzt die Haut, auch an der Nasenspitze trage ich eine beachtenswerte Abschürfung davon.

Aus dem Abteil nebenan dringen Flüche, während der Zug sich langsam wieder in Bewegung setzt.

Ich wische mir verzweifelt das Gesicht ab, doch schon steht ein großer Herr mit energischen Zügen vor mir. Ich weiß gar nicht, aus welchem Abteil er so plötzlich aufgetaucht ist, vorhin habe ich ihn noch nicht gesehen. Er herrscht mich überlegen an:

„Was machen Sie hier? Rühren Sie das nicht an! Ich werde es mir gleich anschauen!“

Ich höre auf, erschrocken wie ein Kind. Natürlich, diese Ärzte haben es nicht gern, wenn man

mit schmutzigen Händen in eine Wunde fährt — Asepsis, und was es sonst noch gibt. Aber was für gewissenhafte, nette Leute das sind, sie sind sogleich zur Stelle, wenn etwas schief geht; der Instinkt zu helfen liegt ihnen im Blut. Ein großes Glück, daß ein Arzt in der Nähe war. Wimmernd halte ich mein Gesicht hin.

„Bitte, Herr Doktor... Ich glaube, mir ist die Haut an der Stirn gerissen, und hier...“

„Gut, gut, bleiben Sie nur ruhig. So.“

Er dreht mir den Kopf, betrachtet die Wunden, nickt befriedigt.

„Bravo! Die Stirnwunde mindestens vier Zentimeter lang. Auch an der Nase ist die Haut abgeschürft. Nicht anrühren, Sie Unglücklicher — lassen Sie das Blut nur fließen. Kann man den Riß da nicht ein wenig auseinanderziehen?“

Ich bin einigermaßen betroffen. Warum bravo? Warum soll ich das Blut fließen lassen? Und warum auseinanderziehen? Das muß ein ganz moderner Arzt sein mit einer neuen wissenschaftlichen Methode.

„Aber Herr Doktor... Es schmerzt...“

„Tut nichts. Bis Budapest werden Sie's schon ertragen können. Sie kommen sofort mit mir, ich habe einen befreundeten Chirurgen hier in der Nähe, zu dem gehen wir. Unterschreiben Sie das.“

Jesus Maria! Eine schwere Operation. Fachärzte werden zugezogen — ich muß eine Erklärung unterschreiben, der Chirurg übernimmt keine Verantwortung für mein Leben!

Ich beginne am ganzen Leib zu zittern.
Er klopft mir begütigend auf die Schulter.
„Nur nicht erschrecken. Sie brauchen im voraus nichts zu zahlen. Die Vollmacht ist stempelfrei. Auch der Arzt wird den Befund vorläufig kreditieren.“

„Der Arzt? ... Ja... Sind Sie also ... kein Arzt?“

Er zuckt wegwerfend die Achseln.

„Ach, woher! Ich bin der Rechtsanwalt X. — Sie können sich gratulieren, daß Sie die erste juristische Hilfe von mir erhalten. Ich will Apollonius heißen, wenn wir nicht mindestens tausend Pengö Schmerzensgeld von der Eisenbahn herausschlagen.“

Mein Patentamt

Im Grund meiner Seele war ich immer überzeugt, daß ich ein genialer Erfinder wäre, wenn man mich nicht hinderte.

Zudem ein Erfinder ganz anderer Art als die bisherigen. Die alte Schule — Stephenson, Bell, Edison, Marconi und wie sie heißen — ist nicht mein Fall. Alle diese Herren arbeiteten nach dem Rezept — Analyse und Synthese, Lösung bestimmter praktischer Aufgaben. Mir schwebt etwas ganz anderes vor, das es bis jetzt noch nicht gibt; ich habe eine völlig neue Richtung für den Erfindergeist entdeckt.

Wie soll ich mich verständlich machen?

Die Erfinderschule, deren erster Apostel ich geworden wäre, sieht in jeder Erfindung Selbstzweck, paßt sich keiner praktischen Anforderung und niederen Zweckmäßigkeitsrücksicht an. Ich könnte diese neue Richtung auch die der impressionistischen oder artistisch-individuellen Erfindertätigkeit nennen. Jedenfalls gehorcht sie völlig neuen Grundsätzen.

Doch genug der Erklärungen, einige Beispiele werden es viel anschaulicher machen. Mein Ideal, mein Vorbild ist einer meiner Vorläufer — er ist bezeichnenderweise in tiefstem Elend gestorben und wird von der undankbaren Nach-

welt noch immer nicht nach Verdienst gewürdigt —, ein Schwärmer reinsten Wassers, der die künstlichen Hühneraugen erfand, die genau so wehtun wie die echten.

Der arme Schlucker hatte nie genug Geld, das Modell seiner Erfindung fertigzustellen. Er lief sich die Füße ab und trug selbst dann noch minderwertige echte Hühneraugen, als ihm der Tod die Hühneraugen für immer schloß.

Jetzt wird man mich vielleicht schon verstehen.

Im Nachfolgenden erlaube ich mir — natürlich unter strengem Vorbehalt des Urheberrechts und der Priorität —, der geringen Zahl meiner Anhänger einige Originalideen vorzulegen, einerseits, damit sie die Modelle fertigstellen, andererseits aber, um sie zum Ersinnen ähnlicher Erfindungen anzueifern.

Gewünscht werden:

1. Wecker-Sordino-Apparat, den wir unmittelbar vor dem Einschlafen an der schon aufgezogenen Weckuhr befestigen. In der Früh, wenn die Uhr zu klingeln beginnt, tritt der Apparat in Funktion und dämpft oder — bei ganz idealer Ausführung — unterdrückt das Gebimmel, das den Eigentümer der Uhr so unangenehm im besten Schlaf zu stören pflegt.

2. Zuckende Glühbirne gegen Lesen. Diese würde mit dem Unfug des Lesens im Bett aufräumen: beim Einschalten beginnt die Glüh-

birne zu zucken und zu blinzeln, so daß ein Weiterlesen unmöglich wird.

3. Füllfederflasche. Auf eine Drehung fließt statt Füllfedertinte Wacholderschnaps, eventuell — für Antialkoholiker — reines laues Wasser. Zu gleicher Zeit entzündet sich am Ende der Feder eine kleine elektrische Lampe mit rotem Signallicht und Thermometer für Durchreisende.

4. Unsichtbares Thermometer und unsichtbarer Kompaß. Die Quecksilbersäule des Thermometers bewegt sich in einem undurchsichtigen Metallrohr: der Patient kann nicht sehen, wie hoch sein Fieber ist, erschrickt daher nicht, und da sein Gemüt in heiterem Zustand bleibt, wird er möglicherweise schneller hergestellt sein. Der Arzt selbst kann ein normales Thermometer unter dem anderen Arm des Patienten benutzen. Auf ähnlichen Grundsätzen beruht der Kompaß mit angeschweißter Metalldecke, für Weltbummler und Lustreisende, denen es ohnedies schnuppe ist, wo die Weltgegenden liegen.

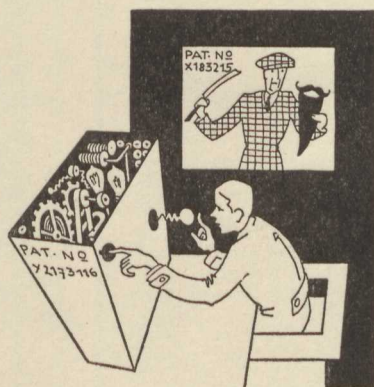
5. Kesselsteinfarben. Ein entsprechender chemischer Stoff, der, dem zum Dampfkessel benutzten Wasser beigemischt, den sich an der Kesselwand ansetzenden sogenannten Kesselstein rot, blau, grün, nötigenfalls lila färbt.

6. Abrasierbarer falscher Bart. Für Detektive unentbehrlich. Der falsche Bart ist in wenigen Minuten abrasierbar. Natürlich muß die

Leinwand, an die er angeleimt ist, fest am Kinn kleben, damit sie beim Rasieren nicht mit heruntergerissen wird.

7. Kleiderkasten mit doppeltem Boden. Der Kasten hat auch oben Füße. Wird der Kasten oben staubig, so braucht man ihn nicht mehr abzuwischen, sondern man dreht ihn einfach um, worauf der Staub von selbst herunterfällt. (Natürlich ungeeignet zur Aufbewahrung von Glasgegenständen.)

8. Hutknopf. Zwei Knöpfe sind an beiden Rändern des Hutes angebracht. Man kann den abgenommenen Hut an beiden Rändern zusammenknöpfen. Bei steifen Hüten, die beim Zusammenfallen beschädigt werden könnten, verwendet man außerdem eine Kette aus Stahl oder Silber, die die zwei Knöpfe verbindet.



9. Automatischer Apparat. Einfache Vorrichtung, bei der man oben auf einen Knopf drückt, so daß an der Seite ein anderer Knopf herausspringt, auf den man ebenfalls drücken kann.

10. Warnungsfußbad. Eine offenkundig für Fußbäder bestimmte Waschschüssel mit Wasser und Seifenbehälter. Sie ist in der Nähe des Kassenschranks anzubringen, damit der Einbrecher sie bemerke. Wenn es ihm nach getaner Arbeit einfallen sollte, ein Fußbad zu nehmen, beginnt die Schüssel zu klingeln und alarmiert das Haus. Wenn nicht, dann nicht.

Legende vom Dichter

Der Dichter begab sich am Nachmittag zum Flugplatz und ließ sich mit dem Piloten in ein Gespräch ein. Er hatte viel für das Flugzeug übrig. Er besah sich den Motor, die Propeller, die großen Tragflächen. Er setzte sich auch auf den mit Leder bespannten Sitz, lehnte sich vornehm zurück, strich das Haar ein wenig in seine Stirn, und während er mit den Hebeln hantierte, beobachtete er seine Hand, die sich den blinkenden Kupfergriffen anschmiegte. Der Pilot wollte ihn gerade auf etwas aufmerksam machen, als der Dichter fühlte, wie unter seiner Hand ein Hebel nachgab. Im nächsten Augenblick klammerte er sich entsetzt an: der Motor begann zu surren, und das Flugzeug setzte sich in Bewegung. Er sah noch das erschrockene Gesicht des Piloten, der mit beiden Händen nach ihm griff... Dann nur noch rasende Lichtstreifen... Eine Minute später, als er die Augen zu öffnen wagte, sah er winzige Spielzeugschachteln unter sich. Es waren die Hangars.

Minutenlang saß er wie versteinert, dann blickte er hinunter. Tief unten wogte ein graues Häusermeer: ringsum grüne Felder und Wiesen. Mit erschreckender Geschwindigkeit schrumpfte alles zusammen: das Häusermeer verwandelte

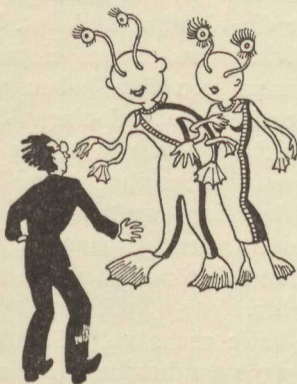
sich in einen winzigen Fleck, die Felder kreisten, und auf einmal blitzte ein heller Streifen auf: das Meer. Der Streifen breitete sich aus, die Felder liefen zusammen, dann sah er die endlose Wasserfläche mit einer kleinen Insel in der Mitte. Jetzt erschien eine kreisförmige graue Wasserfläche, da und dort von Inseln unterbrochen — die Scheibe war anfangs riesengroß, schrumpfte aber immer mehr ein. Sie wurde kleiner und kleiner, über ihm und rings um ihn verfinsterte sich plötzlich der Himmel, und die Sterne tauchten auf. Die Scheibe, die der Dichter vorhin gesehen, war nur noch tellergroß, und er erkannte die Erdkugel, so wie er sie in der Schule kennengelernt.

Er blickte um sich und sah im Dunkeln die Sonne und die Planeten leuchten. Er erkannte Venus und Merkur, packte mit einem plötzlichen Entschluß das Steuerrad und drehte es dem rotleuchtenden Mars zu, weil ihm die Kanäle eingefallen waren und die Hypothesen, denen zufolge dort gesittete Menschen wohnten.

Die rote Scheibe begann zu wachsen. Deutlich erkannte er die Kanäle, bald nachher sah er auch ein Meer auf dem Mars und große grünrote Felder. Die Umrisse liefen auseinander, Berge und Täler tauchten auf, dann auch eine viereckige flache Ebene. Am Rand der Ebene reihten sich regelmäßige Bauten. Zwei Minuten später ließ sich das Flugzeug gemächlich in der Nähe eines Marmorgebäudes nieder, und der

Dichter sprang auf weiches rostrotes Gras, vom Schatten wunderbarer, lautenförmiger Bäume bedeckt.

Aus dem Gebäude kamen absonderliche Wesen gelaufen; sie winkten begeistert. Sie hatten kugelförmige Köpfe, und ihre Augen glänzten an den



Enden langer Fühler. Jedes hatte zweimal zwei Hände: die unteren wie bei Fledermäusen mit einer dünnen Flughaut bespannt; die Beine wiesen Flossen auf. Alle trugen goldene, biegsame Metallgewänder.

Der Dichter lüftete verlegen den Hut und stellte sich stammelnd vor: es war ihm sofort klar, daß er den Marsmenschen gegenüberstand. Er begann verlegen mit ihnen zu sprechen, und die Marsbewohner antworteten, nur verstand er nicht, was sie sagten. Einige Minuten später

aber erkannte er zu seinem Erstaunen, daß sie seine Worte verstanden. Sie hörten ihm aufmerksam zu und nickten. Sie führten ihn in eine große rote Halle, boten ihm einen Sitz an und hielten offenbar Beratung ab.

Nach ein paar Minuten blieb ein vornehmer Marsbewohner vor ihm stehen. Er sagte kein Wort, legte ihm nur die Hand aufs Haupt. Und sonderbar! Der Dichter wußte auf einmal klar und genau, was man von ihm haben wollte. Man wollte, daß er heute abend einen Vortrag über die Gesellschaft der Erde, über die Menschheit halte. Die Marsbewohner hatten großes Interesse für den Ankömmling, wußten, daß er von der Erde kam, und waren gespannt darauf, was er wohl Neues und Schönes von seiner Heimat zu berichten wußte.

Der Dichter hatte sechs volle Stunden, sich auf seinen Vortrag vorzubereiten. In seinem Hirn drängten sich die Gedanken, daß ihm die Schläfen zu bersten drohten. Welch erhabenes, riesenhaftes, unerschöpfliches Thema! Worüber sollte er sprechen, womit beginnen? Sollte er von den Römern und Griechen erzählen? Von Cäsar oder Napoleon? Von Edison oder Shakespeare, von den großen Werken, die plastisch und gedrängt den Menschen veranschaulichen und darstellen, oder von den großen Palästen, von den Wundern der Technik, von den Filmstars aus Hollywood oder von der Schlacht bei den Thermopylen — womit sollte er seinen Vortrag beginnen?

Die Stunde des Vortrags kam. In dem riesengroßen, aus roten Steinen erbauten Saal drängten sich die Zuhörer: zwanzigtausend neugierige, aufgeregte Marsbewohner, Männer und Frauen, die alle gekommen waren, seinen Worten zu lauschen.

Als der Dichter den Raum betrat, wurde es totenstill in dem großen Saal. Der Dichter näherte sich langsam, den Kopf ein wenig vorgeneigt, dem Podium. Er wußte noch nicht, wie es werden mochte. Er ging zum Tisch, nahm Platz, warf einen Blick um sich. Vor ihm in der ersten Reihe saßen zumeist Frauen. Er räusperte sich — trank einen Schluck aus dem Glas, das vor ihm auf dem Tisch stand, hustete, strich sich eine Locke in die Stirn, lächelte mit leidender Miene — und begann mit seiner leisen, einschmeichelnden Stimme sein Gedicht „Meine Seele“ zu deklamieren, das zwei Tage vorher im „Hinterweißenbacher Anzeiger“ in der Unterhaltungsrubrik erschienen war.

Es wird dreingeredet

Es folgt hier ein Budapester Sittenbild, erlebt und niedergeschrieben von einem scharfen Beobachter und geistvollen Satiriker, mit anderen Worten vom Schreiber dieser Zeilen.

Der scharfe Beobachter und geistvolle Satiriker, auch als Massenpsychologe bedeutend, hat in der Andrassystraße nachstehenden Vorfall erlebt.

Ein Dienstmädchen führt zwei kleine Knaben, von denen der eine etwa fünf, der andere etwa sechs Jahre alt ist. Sie haben Mützen mit beiderseits herabhängenden Klappen, die man über die Ohren ziehen kann. Einer, der Fünfjährige — wie wir später erfahren werden, heißt er Karli — läßt sich schleppen. Wer jemals schon ein Kind über die Straße geführt hat, weiß, was das bedeutet, wenn ein Kind sich schleppen läßt. Das geschieht so, daß das Kind sich nach hinten stemmt und die Beine nicht so benutzt, wie man sonst Beine zu benutzen pflegt, indem man sie abwechselnd vorsetzt, nein, es hält sie starr und gleitet auf den Sohlen wie ein Schlitten. Zugleich hängt es mit vollem Gewicht an der Hand seines Führers, den es offenbar mit einem Schleppdampfer oder einer Lokomotive verwechselt. Befindet sich unterwegs irgendwo eine

Scholle oder ein vorstehender Stein, hakt das Kind den Fuß dort ein, damit es schwerer zu ziehen sei. Bei dieser Operation grinst das Kind zumeist überlegen, weil ihm der Nervenanstrengung des Erwachsenen, der seine Arme wie im Veits-tanz bewegt, entschieden Spaß macht.

Im vorliegenden Falle geschieht folgendes. Nachdem die Dienstmagd Karli dreihundertmal ermahnt hat, sich nicht ziehen zu lassen, reißt sie das Kind zornig am Arm, worauf es voll Schadenfreude zu brüllen beginnt und jetzt endgültig stehenbleibt, als wollte es beweisen, daß man nur stehend brüllen kann. Das Mädchen gerät in Wut und sagt — nach meiner Ansicht mit Recht —: „Brüll nicht, du Lausker!“ Zugleich versetzt sie Karli einen Klaps aufs Ohr. Der Klaps tut Karli nicht besonders weh, weil er die Mützenklappe über dem Ohr hat, doch scheint ihm die Kränkung ein willkommenener Anlaß, den Mund drei Meter weit aufzureißen und einen Atemzug zu tun, der dem nun zu erwartenden Brüllen einen selbst bei Karli ungewohnten Erfolg verspricht.

In diesem Augenblick, ehe noch das Konzert beginnt, erklärt ein Herr im Mantel:

„Warum schlagen Sie das Kind?“

Das Mädchen starrt sprachlos den Fremden an, der so fremd ist, wie ein Fremder nur sein kann, der ein fremdes Dienstmädchen anspricht. Dabei ist er so energisch, als ob er morgens mit dem festen Vorsatz aufgestanden wäre, sich heute

oder nie an den grausamen Dienstmädchen zu rächen, die es ablehnen, in der Andrassystraße als Schleppdampfer zu fungieren.

„Warum schlagen Sie das Kind?“ wiederholt der Herr mit erhobener Stimme. „Hat Ihnen das Kind etwas getan?“

Drei Leute bleiben stehen. Das Mädchen erholt sich einigermaßen von der Betäubung durch den unverhofften Angriff.

„Was geht das Sie an?“ fragt sie, nach meiner Ansicht nicht unberechtigt. „Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Sachen!“

„Wie? Sie machen noch den Mund auf? Wie kommen Sie dazu, das Kind zu schlagen? Ist das Ihr Kind? Hat man es Ihnen anvertraut, damit Sie es schlagen?“ fragt der Beschützer der Witwen und Waisen, und er nähert sich bedrohlich dem Mädchen.

Von den drei Leuten, die stehengeblieben sind, ergreift einer das Wort. Er wendet sich dem ersten Dreinreder zu:

„Was reden Sie drein?“ tadelt er, nach meiner Ansicht mit vollem Recht. „Was wissen Sie, was so ein armes Mädchen den ganzen Tag von so einem Rangen auszuhalten hat?“

Weitere fünf Passanten bleiben stehen. Der Vernünftigste unter den fünf richtet seine Worte im Namen der Mehrheit an den zweiten Dreinreder:

„Schämen Sie sich nicht, diesem anständigen Menschen dreinzureden, der dem Dienstmädchen

da Vorwürfe gemacht hat, weil es das Kind schlägt? Was würden Sie dazu sagen, wenn das Ihr Kind wäre?“

Aus der Mitte der zusammengerotteten Sozialpolitiker melden sich neue Redner zum Wort.

„Ich habe gesehen, daß sie das Kind in den Bauch getreten hat“, sagt der eine in bestimmtem Ton. „Wie können Sie es über sich bringen, diesen Herrn in Schutz zu nehmen, der der Ansicht ist, daß man den Herrn nicht in Schutz nehmen soll, weil er dem Mädchen Vorwürfe gemacht hat, daß es das Kind geschlagen hat. Haben Sie selbst Kinder?“

„Soviel Sie wollen. Aber waren Sie schon Dienstmädchen?“

Eine klangreiche Stimme mischt sich in den Wortstreit:

„Solche Sachen lassen sich nicht auf der Straße abmachen. Gewissenhafte Leute reden nicht in Sachen drein, die sie nicht kennen, und beleidigen andere nicht und weisen sie nicht zurecht. Wenn Sie das tun, sind Sie kein gewissenhafter Mensch, sondern ein gewissenloses und charakterschwaches Individuum, und haben Sie die Güte und halten Sie den Mund: man streitet nicht auf der Straße und hält keine Vorträge und bleibt nicht wegen jeder Dummheit stehen und macht keinen Auflauf, verstanden?“

Der scharfe Beobachter hat den Rest nicht mehr gehört, weil die Menge so angewachsen war, daß die Teilnehmer an der Diskussion abge-

riegelt waren. Der Gesellschaftskritiker, Schreiber dieser Zeilen, ist der Ansicht, daß die Zudringlichkeit und Indiskretion der Budapester geradezu empörend sind, desgleichen die Überheblichkeit, mit der sie in alles dreinreden, über alles eine Meinung haben, an allem nörgeln, alles besser wissen wollen. Schreiber dieser Zeilen teilt diese seine Meinung hier mit, weil er sie schon auf der Straße äußern wollte, nur ließ man ihn dort nicht zu Wort kommen.

Weltgeschichte

Ich begegnete ihnen zum erstenmal in der Tram-bahn. Man schrieb 1913. Als ich in ihre Nähe kam, waren die zwei Freundinnen in ein lebhaftes Gespräch vertieft...

„Ja“, sagte die Schwarze, „wenn man es in der Mitte ein bißchen heben muß, kann man es hinten raffen.“

„Mir gefällt es besser“, sagte die Blonde, „wenn es sich ein bißchen bauscht. Ich hätte es ganz lang machen lassen, mit vier Knöpfen, unten geschlitzt.“

Zum zweitenmal sah ich sie im Jahr 1914. Ich erinnere mich des Datums genau, es war der Tag der Schlacht von Tannenberg, am Morgen hatte ich in den Zeitungen gelesen, daß vierzigtausend Russen in den Masurischen Sümpfen ertrunken waren.

„Du hast trotzdem nicht recht“, sagte die Schwarze nachdenklich. „Man kann die Ärmel auch gezogen tragen, nur gehört dann ein Ledergürtel dazu. Wenn es fertig ist, wirst du sehen, wie schlank es macht.“

„Meines ist oben am Hals ganz einfach, mit einem roten Band“, sagte die Blonde. „Nur gehören ajourierte Strümpfe dazu.“

Die Nachricht vom Waffenstillstand und vom

Ende des Krieges kam am achtzehnten November aus Paris. Eine Stunde vor dem Erscheinen der Extraausgaben war ich unten auf dem Korso. Die zwei kamen mir entgegen, und mir schlug das Wort Paris ans Ohr. Ich blieb stehen, in der Annahme, ich könnte etwas erfahren.

„Mir wirst du das nicht einreden“, sagte die Schwarze. „In den Pariser Blättern ist es schon zu lesen.“

„Unmöglich“, sagte die Blonde. „Im Winter kann man keinen Strohhut tragen, und wenn es hundertmal in den Pariser Blättern steht. Höchstens eine Strohkrumpe, aber mit schwarzem Moireeband.“

Die Menge begleitete den Präsidenten der Republik. Auch sie waren in der Menge. Sie schienen erregt.

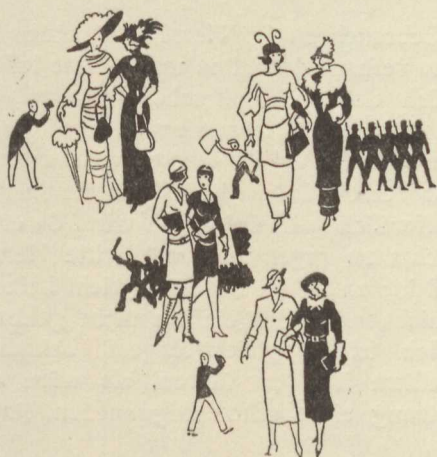
„Du bist verrückt“, keuchte die Schwarze. „Ich sehe, die radikalen Schlagworte sind auch dir zu Kopf gestiegen.“

„Jawohl“, sagte die Blonde fieberhaft. „Kniefrei! Und das Crêpe-de-chine-Trotteur lasse ich mir schon so machen. Du wirst sehen, beim nächsten kommst auch du darauf.“

Der Pöbel raste über die Ringstraßen und brachte Hochrufe auf die Sowjets aus. Gewehrschüsse krachten, Maschinengewehre knatterten. Jemand brüllte los. „Alles in die Häuser!“ Die beiden rannten erschrocken an mir vorbei.

„Lauf zu Hedi hinauf“, rief die Schwarze. „Morgen komme ich hin und bring’ dir’s.“

„Aber mit dem Schnittmuster!“ schrie die Blonde, während eine Kugel ihr den Hut streifte. Nach langer Zeit sah ich sie heute wieder. Sie gingen Arm in Arm vor mir, friedlich, gemächlich.



„Vielleicht hast du doch recht gehabt“, sagte die Schwarze. „Wenn ich es vorne raffe, kann man es hinten heben.“

„Ich glaube“, sagte die Blonde, „gebauscht ist es schöner. Ich lasse es kurz machen, ohne Knöpfe, beim Hals ausgeschnitten. Der Gürtel aber darf nicht rot sein, sondern...“

Leider habe ich nicht mehr gehört, wie der Gürtel sein soll, wenn er nicht rot sein darf. Im nächsten Weltkrieg werden wir es hoffentlich erfahren.

Mustergespräche

Zum Gebrauch zweier Herren, die etwas Wichtiges zu verhandeln hätten und gerade im besten Gespräch durch das Erscheinen eines dritten Herrn unterbrochen werden, der nichts sagt, worauf auch die beiden Herren verstummen und auf das Verschwinden des dritten Herrn warten, der hoffentlich bald weggehen wird, da er ohnehin nichts zu sagen hat; der dritte Herr aber geht nicht; er lächelt höflich, spricht kein Wort, stört nicht, will aber einfach nicht gehen. Das Gespräch ist in gleichgültigem, beinahe gelangweiltem Ton zu führen, als wäre es die Fortsetzung einer schon begonnenen Unterhaltung.

„Na ja, auch ich.“

„Natürlich auch du.“

„Denn nicht wahr, in solchen Fragen muß man doch Zugeständnisse machen... Ich habe ihm schon zweimal gesagt, daß es nicht quer, sondern schräg gehen muß.“

„Ja, stell dir nur diese Dummheit vor... Er will es durchaus quer machen — heutzutage!“

„Und dabei weiß er ganz genau, daß es im dritten Stock, Tür 4, sein muß, sonst ist es einfach unmöglich.“

„Dabei duldet die Sache keinen Aufschub. Und

man darf auch die Stempelgebühr nicht vergessen, nicht wahr? Die Stempelgebühr!“

„Ja, das mit der Stempelgebühr ist eine sehr zutreffende Bemerkung... Das habe ich von dir erwartet! Das nennt sich ein Freund. Ich habe dem Mellinger schon vergangenen Dienstag gesagt, daß du der Mann bist, du und kein anderer, der die juridische Rechtskraft der Stempelgebühr bestimmen kann...“

(Aufgeregt): „Die Rechtskraft? Also doch die Rechtskraft?“

„Ich habe mein möglichstes getan, ich habe ihm wiederholt gesagt, es gehe nicht. Aber er meint, Rechtskraft oder nicht Rechtskraft, da nütze keine Ausflucht. Ich mußte wählen, du weißt, daß es sich um die Zukunft meiner Kinder handelt.“

(Wenn der dritte Herr noch immer nicht weggeht.)

„Freilich, freilich, um die Zukunft deiner armen kranken Kinder. Für einen Vater die wichtigste Frage.“

„Besonders in einem solchen Fall!“

„Ja, und was sagt der Arzt? Ansteckend?“

„Leider Gottes. In höchstem Grad.“

„Tja, mit dieser Beulenpest ist es schon einmal so.“

„Tja, mit der ist's eben so.“

„Gewiß. Na ja.“

„Na ja. Ich kriege sie bestimmt.“

„Ich auch. Aber jetzt ist es schon egal. Jetzt sind wir schon eine Stunde hier, und du weißt,

daß ein viertelstündiges Beisammensein mit einer infizierten Person unrettbar zur Ansteckung führt.“

„Eine traurige Erscheinung unserer Zivilisation.“
(Wenn der dritte Herr noch immer nicht geht.)

„Ich kann mir denken, wie das auf dich gewirkt hat.“

„Ja. Aber ich wußte mich zu beherrschen. Es lohnt sich nicht, sagte ich mir.“

„Wenn er dich ohnehin schon gebissen hat.“

„Ja, da hilft eben nichts mehr.“

„Kurz und gut, ich bin ruhig hineingegangen.“

„Hat er geschlafen?“

„Ja. Er schnarchte laut. Sein Kopf war zur Seite geglitten.“

„So geht es leichter. Von oben?“

„Von oben, ein wenig schräg.“

„Gleich eingedrungen?“

„Zwischen zwei Rippen.“

„Auch ich mache es immer so. Hast du's nachher herausgezogen?“

„Herausgezogen und abgewischt.“

„Und der Magen?“

„Den auch, von unten, mit einem Schnitt.“

„Freilich, freilich ... Hervorgequollen?“

„Ja.“

„Auch glühendes Eisen ist nicht schlecht.“

„Je nachdem.“

„Durch die Kehle.“

„In den Brustkorb.“

„Hinein in die Lunge.“

„Rippen zusammenquetschen.“

„Tja, tja.“

„Hm, natürlich.“

(Wenn der dritte Herr noch immer nicht geht.)

„Na und jetzt sitzt du ruhig da?“

„Was soll ich tun? Das ist relativ noch das klügste.“

„Gewiß, denn außen wirst du ... nicht wahr ...“

„Eben... Ich werde erwartet.“

„Am besten, du wartest hier.“

„Ja, das ist das beste. Höchstens wenn sie kommen und mich hier sehen...“ (Eine Bewegung nach der Hosentasche.)

„Alle sechs in Ordnung?“

„Ja, alle sechs.“

„Und wie willst du's machen? Gleich los?“

„Sobald sie kommen... Ich glaube, in fünf Minuten sind sie da... Je zwei Patronen in drei Richtungen... Zwei in diese, zwei in diese... Und zwei in diese... (Zeigt auf den dritten Herrn.) Ohne zu zielen, nur so aufs Geratewohl.“

„Das ist das beste.“

„Gewiß.“

(Wenn der dritte Herr noch immer nicht weggeht, stehen die zwei miteinander sprechenden Herren eben auf und verziehen sich, um ihr Gespräch fortzusetzen. Das kann man übrigens auch sogleich machen. In diesem Fall entfällt das ganze Gespräch.)

Die siebenköpfige Hydra

„Gehe und bezwinge aus Liebe zu mir die siebenköpfige Hydra“, sprach meine Herzallerliebste.

„Gut“, sagte ich, „wenn ich dir damit einen Gefallen tue.“

Aber wo war das Ungeheuer zu finden?

Der Verkehrspolizist hatte keine Ahnung.

Ich erkundigte mich beim Leiter der Kinder rubrik einer verbreiteten Tageszeitung; der aber kratzte sich nur den Kopf; er habe die Hydra schon seit längerer Zeit nicht gesprochen. Auch meine Anfrage in einem Fechtklub blieb erfolglos.

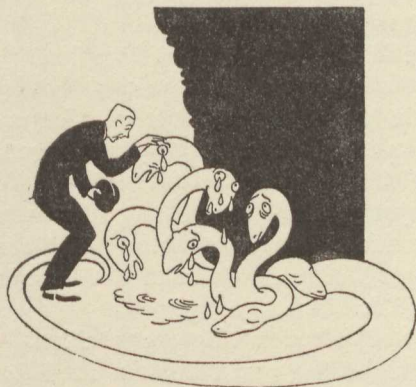
Endlich fand ich die Hydra in der Requisitenkammer des Opernhauses, wo sie ganz vergessen lag, seit Siegfried ohne Lindwurm gespielt wird.

Krank, staubbedeckt lag sie in einem dunklen Winkel; der eine Kopf hustete, der zweite weinte, mit dem dritten versuchte sie eine Fliege im Flug zu erschnappen, den vierten ließ sie traurig hängen. Die restlichen drei Köpfe schliefen.

Bei meinem Anblick richtete sich die Hydra auf und begann schon von ferne jämmerlich zu schreien:

„Ja, sagen Sie, was wollen Sie eigentlich von

mir? Sie wollen mit mir kämpfen? Ihre Herzensdame hat sie hergeschickt, damit Sie mir alle sieben Köpfe abhauen, nicht wahr? Schön, Sie brauchen sich gar nicht groß anzustrengen; da haben Sie alle sieben, hauen Sie sie ab, ich borge Ihnen sogar mein Taschenmesser. Oder ist Ihnen ein Zigarrenabschneider lieber? Hauen Sie zu;



die Köpfe gehören Ihnen; machen wir's rasch.“

Ich sah sie argwöhnisch an.

„Den Trick kennen wir schon. Einen Kopf schneide ich ab, drei wachsen nach.“

Mit einem Kopf winkte sie ab.

„Dieses Gerücht hat Herakles über mich verbreitet, als ich in Lerna hauste. Daran ist kein wahres Wort.“

„Ja, aber“, sagte ich verlegen, „dann verstehe ich nicht...“

„Was verstehen Sie nicht?“ brüllte der Drache mit drei Köpfen zugleich. „Glauben Sie, das ist ein Leben? Selbst wenn ich achtzehn Köpfe hätte, könnte ich es nicht länger ertragen. Was wollen denn die Leute von mir? Man mag mir die Köpfe abschneiden, mag sie wegräumen wie die Schachfiguren oder herunterschütteln wie Äpfel, aber man soll mich wenigstens ruhig verrecken lassen.“

„Das heißt, Sie wollen nicht kämpfen?“

„Nein!“ brüllte sie. „Ich habe es satt! Haben Sie schon ein Volksmärchen oder eine Legende gelesen, von Siegfried bis zu unseren Tagen, worin ich nicht besiegt worden wäre? Es gibt keinen Schusterjungen und keinen lungenkranken Dichter, der mich am Ende seines Märchens nicht bezwänge. Was soll ich mich noch weiter strapazieren? Ich habe genug!“

Die drei schlafenden Köpfe erwachten.

„Brüllt nicht!“ wimmerten sie im Chor und schliefen wieder ein.

Mir traten Tränen in die Augen. Ich schlich mich vorsichtig hinaus.

Ich bin einfach nicht imstande, sie zu besiegen. Höchstens wird mir meine Herzallerliebste den Laufpaß geben.

Mahlzeit und Zaturek

Kürzlich lernte ich einen sympathischen Kollegen aus Polen kennen, der sich in Budapest aufhielt. Von ihm hörte ich die nachstehende Geschichte:

Einer seiner Landsleute, ein gewisser Zaturek, weilte voriges Jahr in Berlin. Als bescheidener Reisender suchte er eine polnische Pension, um sich abends heimisch zu fühlen. Tagsüber durchstreifte er allein die Stadt, die Museen, die ganze fremde Welt, deren Zauber für ihn durchaus nicht verringert, eher noch erhöht wurde durch den Umstand, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig und solchermassen auf die primitiven Verständigungsmittel Robinsons und Freitags angewiesen war.

Zum Mittagessen wählte er ein freundliches kleines Wirtshaus.

Am anderen Ende des für zwei Personen gedeckten Tisches saß ein liebenswürdig aussehender älterer Deutscher.

Sie aßen still. Der Deutsche war eine Minute früher fertig, stand auf, neigte leicht den Kopf und sagte:

„Mahlzeit.“

Auch unser Pole erhob sich und dachte, wenn sein Tischgenosse so höflich sei und sich in

einem öffentlichen Lokal vorstelle, dürfe auch er nicht unfreundlich sein.

„Zaturek“, stellte er sich gleichfalls vor.

Am nächsten Tag fand er den Deutschen wieder am selben Tisch. Wieder speisten sie, wieder erhob sich der Deutsche eine Minute früher, nickte seinem Gegenüber zu und sagte:

„Mahlzeit.“

Zaturek wunderte sich ein wenig: offenbar erinnerte sich der Deutsche nicht mehr, daß er sich schon gestern vorgestellt hatte, oder war es hier üblich, sich jedesmal von neuem vorzustellen? Immerhin paßte er sich dem Brauch an, stand ebenfalls auf und sagte:

„Zaturek.“

Als die Szene sich zum drittenmal genau so abgespielt hatte, erzählte er am Abend in der Pension seinen Landsleuten von dieser merkwürdigen deutschen Sitte und fragte, ob Herr Mahlzeit als Typus des Durchschnittsdeutschen gelten könne oder ein Einzelfall sei.

Natürlich wurde er ausgelacht. Man klärte ihn auf, daß Mahlzeit kein Name sei, sondern eine Höflichkeitsformel, gleichbedeutend mit dem Wunsche, daß einem das Essen wohlbekomme.

Unser Pole schämte sich seiner Unkultur und errötete bei dem Gedanken, was der sicherlich europäisch gebildete Deutsche von ihm denken mochte.

Mittags ging er zeitig in das Gasthaus. Der Deutsche saß schon bei Tisch. Unser Pole be-

eilte sich mit dem Essen und suchte dem Deutschen zuvorzukommen; so gelang es ihm, zwei Minuten früher fertig zu werden. Er erhob sich, neigte den Kopf und sagte triumphierend, überlegen und vornehm:

„Mahlzeit!“

Der Deutsche errötete leicht. Offenbar war er erfreut, weil ihm der Pole den üblichen Gruß nach so kurzer Bekanntschaft schon in der Landessprache entbot. Als guter Kosmopolit wollte er zeigen, daß auch er Sinn für internationale Höflichkeit habe. Er stand auf, machte eine Verbeugung und wiederholte mit leidlich guter Aussprache das auswendig gelernte Wort:

„Zaturek!“

Schauspielerin

Diese Geschichte hörte ich von einem ehemaligen Stabsoffizier, der den Weltkrieg mitgemacht hat.

„In Friedenszeiten war ich kein großer Theaterbesucher. Die wenigen Aufführungen, die ich gesehen habe, sind mir nicht gerade angenehm in Erinnerung. Ich hatte den Eindruck, daß sämtliche Stücke ohne Ausnahme eine übertriebene, falsche Vorstellung vom Leben vermitteln, weil der Autor krampfhaft bemüht ist, um jeden Preis den Erfolg zu erzwingen. Und was die Leistung der Schauspieler betrifft, wirkten ihre Gefühlsausbrüche, ihr gekünsteltes Jammern auf mich unnatürlich. Immer vermißte ich darin Echtheit des Ausdrucks. Besonders widerten mich die sogenannten naturalistischen Darstellungen an, in denen der Schauspieler Not, Elend, Laster oder Alter vortäuscht. Ich spürte nur Mastixgeruch und schwitzende Anstrengung und sagte mir, daß es Menschen, wie die Schauspieler sie auf die Bühne brächten, überhaupt nicht gebe und nicht geben könne; das alles sei nur ausgeklügelter Trick, falsche Effekthascherei. Nach dem Durchbruch bei Gorlice zogen wir in rasendem Galopp durch eine ganze Reihe von Dörfern, deren Einwohnerschaft Hals über

Kopf flüchtete. Unter den zurückgebliebenen Elementen fingen unsere Soldaten in abgebrannten Häusern, auf Landstraßen und in Wäldern viele zusammen, die aus irgendeinem Grunde verdächtig schienen und eine genauere Untersuchung nötig machten.

Der Untersuchungskommission gehörte auch ich an. Wir verhörten die Verdächtigen. Personen, gegen die nichts vorlag, ließen wir laufen, die anderen überstellten wir dem Kriegsgericht.

Am Abend wurde uns ein verhutztes, fast blindes altes Weib vorgeführt. Der Soldat, der sie einlieferte, hatte sie eine halbe Stunde vorher in der Küche eines abgebrannten Hauses aufgegriffen. Sie hatte dort in der Asche gewühlt und beim Anblick des Soldaten etwas in ihrer Schürze versteckt, das zu zeigen sie beharrlich verweigerte.

Die alte Frau schwatzte und jammerte in einem wirren russischen Dialekt, den keiner von uns verstand.

Endlich fand sich ein Dolmetsch, der der Aussage der armen, verblödeten Greisin mit Mühe entnahm, was wir erfahren wollten.

Es stellte sich heraus, daß die Alte vor der Offensive das Haus bewohnt hatte, in dessen Küche sie aufgefunden wurde. Ihr Mann war seit dreiviertel Jahren verschwunden, offenbar von den Russen fortgeschleppt. Von ihren zwei Söhnen war einer in den Karpathen gefallen, und auch der zweite stand im Feld, nur wußte

sie nicht, wo. Jetzt wohnte sie allein in dem Haus, dessen Garten sie selbst pflegte. Eines Tages fiel Feuerregen vom Himmel, das Dorf geriet in Brand, und sie wurde von der flüchtenden, jammernden Menge auf die Landstraße mitgerissen. Drei Tage später fiel ihr ein, daß sie das Bild ihrer Söhne in der Hütte gelassen hatte. Sie kehrte um, ging in das abgebrannte Dorf zurück, suchte in der Hütte und forschte in den verbrannten Trümmern nach ihrer Habe. Was sie noch beim Verhör krampfhaft in die Schürze preßte, war eine Handvoll Asche, die sie in einer halbverkohlten Tischlade gefunden.

Während sie diese ganze furchtbare Tragödie ihres Lebens erzählte, mit den rot angeschwollenen Augen blinzelte und mit verblödetem Gesichtsausdruck die Schürze anstarrte, die wir mit Gewalt geöffnet hatten, und als sie beim Anblick der Handvoll Asche zu weinen begann, krampfte mir plötzlich ein unbekanntes Weh das Herz zusammen. Dieses Jammerbild menschlichen Elends und Unglücks, dessen Umrisse vor meinen Augen grell wie im Blitzlicht aufleuchteten, wirkte so stark auf mich, daß ich ein Symbol zu sehen vermeinte.

Zugleich hatte ich das unbestimmte Gefühl, dieses Symbol einmal schon gesehen zu haben, ohne daß es damals auch nur annähernd so stark auf mich gewirkt hätte.

Beschämt über meine Rührung, verließ ich das Zimmer, träumte unter dem Sternenhimmel vor

mich hin, und mir fiel ein, daß ich das alte Weib in dem Stück eines naturalistischen russischen Dichters zum erstenmal gesehen hatte. Die Rolle war von einer namhaften, aber mir unsympathischen russischen Schauspielerin verkörpert worden, und ich hatte die Gestalt damals als übertrieben, als falsch, gekünstelt und gemacht empfunden.

Ich war tief erschüttert, als mir das klar wurde — zum erstenmal fühlte ich die Wahrheit dessen, was ich von Künstlern gehört hatte: Wir einfachen Menschen können selbst die Wahrheit erst dann wahrnehmen und erkennen, wenn der Künstler durch seine Gestaltung unsere Aufmerksamkeit auf sie lenkt, der Künstler, ohne den wir zwischen Schön und Häßlich, zwischen Lust und Unlust, zwischen Gut und Böse gar nicht zu unterscheiden vermögen. Jetzt bat ich im stillen gerührt und reuig jene Schauspielerin und die ganze naturalistische Bühnenkunst um Verzeihung, denn, siehe da, sie hatten trotz allem recht, es gab solches Elend, es gab solches Leid, und das war das Leben, das ich gar nicht bemerkt hätte, hätte ich nicht einst das Spiegelbild gesehen. Und das, wovon ich gedacht hatte, es lebe nur in der Phantasie schlechter Schauspieler, war die Wirklichkeit.“

Mein Freund schwieg.

„Es ist aber so“, nickte ich klug. Er sah mich ironisch an und zuckte die Achseln.

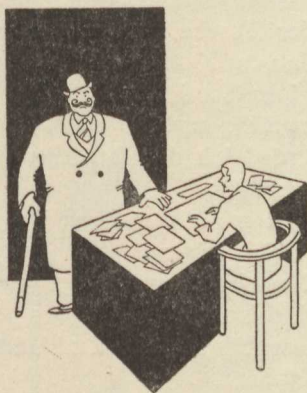
„Verzeihung, ich bin noch nicht zu Ende. Am

nächsten Tag hörte ich von Kameraden, daß die alte Frau dem Kriegsgericht überstellt worden war. Bei der Leibesdurchsuchung fand man ausführliche Skizzen unserer Stellungen. In die Enge getrieben, gestand sie, Schauspielerin bei einer Lubliner Wandertruppe zu sein und Spionage für die Russen zu treiben. In dieser Eigenschaft hatte sie sich als alte Frau maskiert. Übrigens dürfte sie dieselbe sein, von der ich die Rolle schon einmal gesehen hatte.

Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Hoffentlich hat man sie aufgehängt. Wenn ja, ist ihr recht geschehen, weil sie eine schlechte Schauspielerin war — ebenso schlecht wie die anderen.“

Nachforschung

Er trug einen karierten, provinziell aussehenden Mantel und eine grelle Krawatte. Er war durchaus schlau angezogen, zudem hatte er einen dicken Stock mit Hirschhorngriff. Hätte ich seit vier Jahren nicht jeden Tag von drei Uhr bis fünf mit ihm im Kaffeehaus gesessen und ihn solchermaßen als Detektiv gekannt, er hätte mich unbedingt irregeführt, weil er auf den oberflächlichen Beobachter den Eindruck eines Menschen machte, der dem andern weismachen will, er sei ein naiver Herr aus der Provinz. Düster betrat er mein Zimmer und sprach:
„Grüß Gott, Gevatter.“



„Aber lieber Meister Pawelka“, sagte ich ihm, „warum nennen Sie mich jetzt auf einmal Gevatter, wo Sie mich im Kaffeehaus doch immer mit Hallo begrüßen? Wie steht übrigens das wertef Befinden? Was machen die Kinder? Haben Sie Aussicht auf Gehaltserhöhung?“

Der Detektiv sah mich verstört an.

„Entschuldigen Sie, ich bin doch kein Detektiv, ich bin ein naiver alter Herr aus der Provinz, der nur zufällig zu Ihnen hereingeschneit ist“, sagte er ein wenig schwankend.

Ich lachte herzlich.

„Na gut, Herr Pawelka, also nehmen Sie Platz. Was bringen Sie mir Schönes?“

Der Detektiv sah mich zögernd an.

„Wissen Sie ganz bestimmt, daß ich der Detektiv Pawelka bin? Zweifeln Sie gar nicht an meiner Identität?“

„Ich denke nicht daran! Sie tragen ein Spiel Karten in der Tasche, daß Sie sich vor einer halben Stunde vom Kellner ausgeborgt haben.“

Er sah in seiner Tasche nach.

„Sie haben recht“, sagte er dann feierlich. „Ich gestehe also, daß ich der Detektiv Pawelka von der Staatspolizei bin.“

„Das sagen Sie mir? Was führt Sie zu uns?“

Er musterte mich düster.

„Ich pflege Nachforschungen in Sachen des Mordes in der Kürbisstraße.“

„Sehr interessant“, sagte ich. „Und was wollen Sie von mir?“

„Von Ihnen? Nichts. Ich will nur ein bißchen plaudern. So ein klein wenig schwatzen. Mich unterhalten.“

„Was Sie nicht sagen! Und worüber wollen Sie sich unterhalten?“

„Also ... Sagen wir ... Über die Wiener Werkstätte...“ erwiderte der Detektiv verschmitzt. „Ich habe mir schon auf der Straße vorgenommen, darüber zu sprechen.“

„Also bitte, nur zu.“

„Haben Sie gestern nachmittag zwischen fünf und sechs“, sagte der Detektiv, und er sah mir scharf und stechend ins Gesicht, „an die Wiener Werkstätte gedacht?“

„Ich glaube nicht. Verzeihen Sie, aber das ist mir wirklich nicht eingefallen.“

Er sah mich triumphierend an.

„So?“ meinte er spöttisch. „Woran haben Sie also gedacht, wenn ich fragen darf?“

„Das fällt mir wieder jetzt nicht ein.“

„Na, na“, sagte der Detektiv, „denken Sie bloß einmal ein bißchen nach. Haben Sie nicht an eine alte Frau gedacht?“

„Hm ... Wie kommen Sie darauf?“

„Ganz einfach“, sagte der Detektiv immer schärfer und ironischer. „Haben Sie nicht gestern nachmittag zwischen fünf und sechs an eine alte Frau gedacht, die allein zu Hause war und die man unter irgendeinem Vorwand besuchen konnte?“

„Hören Sie, Herr Pawelka“, fragte ich zutrau-

lich, „warum sind Sie nicht aufrichtig gegen einen alten Freund?“

„Wie meinen Sie das?“

„Warum sagen Sie nicht offen, daß Sie mich des Mordes an der alten Frau in der Kürbisstraße verdächtigen?“

„Das geht nicht“, antwortete der Detektiv streng, „denn wenn ich das sage, sind Sie auf der Hut. So aber, da Sie es nicht wissen, könnten Sie sich zufällig verraten.“

„Na und?“ sagte ich. „Also beginnen Sie mit dem Kreuzverhör.“

Er warf mir einen dankerfüllten Blick zu.

„Sie haben recht. Das war mir ganz entfallen. Wissen Sie nicht zufällig eine Frage, mit der man das Kreuzverhör geschickt beginnen könnte?“

„Das Kreuzverhör? Doch. Fragen Sie mich zum Beispiel, ob ich Vegetarier bin?“

„Sehr gut!“

„Natürlich ist das sehr gut. Im übrigen, warum geben Sie sich soviel Mühe? Ich kann Ihnen schon im voraus erklären: ich bestreite, daß ich die alte Frau in der Kürbisstraße ermordet habe.“

Der Detektiv dachte nach.

„Das gefällt mir nicht“, sagte er. „Es macht Sie noch verdächtiger, daß Sie den Mord abstreiten. Denn warum streiten Sie den Mord ab? Offenbar weil Sie ihn begangen haben und jetzt die Folgen fürchten. Hätten Sie den Mord nicht be-

gangen, hätten Sie wohl keinen Grund, ihn abzustreiten.“

„Hören Sie, Onkel Pawelka“, rief ich, weil mich die Sache zu langweilen begann, „welche Spur hat Sie zu mir geführt?“

„Eine sehr interessante Spur. Um den Hals der alten Frau war ein rotes Taschentuch geschlungen. Damit hat sie der Mörder erwürgt. Nun habe ich im Kaffeehaus gesehen und beobachtet, daß Sie ein weißes Taschentuch aus der Tasche zogen. Warum, fragte ich mich. Weil er das rote bei der alten Frau gelassen hat, antwortete ich mir. Jetzt hat er nur noch ein weißes. Na? Was haben Sie darauf zu sagen? Können Sie nachweisen, daß Sie ein rotes Taschentuch besitzen?“

„Nein“, gestand ich.

„Also sind Sie der Mörder. Denn wo ist das rote Taschentuch? Bei der alten Frau geblieben.“

„Hören Sie, Herr Pawelka“, sagte ich, weil ich schon gerne schlafen gegangen wäre, „besitzen Sie vielleicht ein rotes Taschentuch?“

„Nein“, entgegnete er betreten.

„Na, da haben wir gleich eine zweite Spur. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit darauf. Vielleicht sind Sie der Mörder?“

Pawelka dankte für den Tip, versprach, daß er auch diese Spur verfolgen werde, und entfernte sich befriedigt.

Zwei Frauen plaudern

„Ich verstehe nicht, wie man so viel von ihm sprechen kann.“

„Ja, was sagst du zu dieser Dummheit, zu diesem Stumpfsinn!“

„Ich komme soeben von Frau Milchgriß; ich ließ die Leute stehen; ich konnte es nicht mehr ertragen, daß überhaupt von nichts anderem gesprochen wurde.“

„Ja, das Niveau, meine Liebe! Siehst du, das ist der Grund, weshalb ich keine Freundin habe. Ich kann dumme Frauen nicht leiden.“

„Auch ich ziehe Herrengesellschaft vor, weil man da wenigstens sprechen kann, weil man da Gedanken zu hören bekommt. Diese Frauen! Man kann sich mit ihnen nur über Kleider unterhalten, und vollends, seit er da ist, haben sie alle nichts andres mehr im Kopf.“

„Abscheulich. Ich verstehe nicht, was man so viel über ihn sprechen kann.“

„Stundenlang von ihm und nur von ihm!“

„Den ganzen Fall kann man mit zwei Worten erledigen. Flotter Kerl. Schluß.“

„Gewinnende Erscheinung. Aus.“

„Interessantes Gesicht. Und was weiter?“

„Männliches Auftreten. Nichts sonst.“

„Erträglicher Anblick. Erledigt.“

„Angenehmes Äußere. Das ist alles.“

„Jugendliche Figur. Basta.“

„Gefälliges Benehmen. Punktum.“

„Artistische Form. Pause.“

„Feine Linien. Musik.“

„Zärtliche Arabeske. Na.“

„Aber daß man so viel von ihm sprechen kann!“

„Daß man sich den Mund so voll nimmt mit ihm!“

„Daß man den Schnabel über ihn so wetzt!“

„Daß man mit ihm ein solches Theater macht!“

„Ich würde es noch begreifen, wenn es ein großer Dichter wäre oder ein bedeutender Denker...“

„Ja, das wollte auch ich gerade sagen. Ein bedeutender Denker, dann ja! Da lohnt es sich schon. Mit so einem kann man über Physik sprechen, über Mathematik, über Kinologie.“

„Über Kinologie?“

„Oder Sinologie. Oder wie der Quark heißt.“

„Natürlich. Aber daß ihnen allen das Wasser im Mund zusammenläuft, nur weil dieser Ladenschwengel da ist! So eine Reklamefratze!“

„So eine Tonfilmfigur!“

„So ein Herzensbrecher!“

„So ein männlicher Vamp!“

„Es geht mir überhaupt nicht ein, was an dem ganzen Menschen ist, daß man sich länger als eine halbe Minute mit ihm beschäftigen sollte. Er hat doch gar nichts außer dem bißchen Schönheit.“

„Und dem bißchen Sinnenreiz.“
„Und dem bißchen Suggestivkraft.“
„Und dem kleinen Mund.“
„Und höchstens noch dem Aug’.“
„Zwei!“
„Und daß man ein bißchen Herzklopfen kriegt.“
„Großartig. Was ist schon dabei? Daß einem der Magen so ein bißchen zittert, wenn man ihn sieht?“
„Oder daß einem die Augen ein bißchen mehr vortreten als sonst?“
„Aus den Höhlen.“
„Großartig! Ist das so was Besonderes?“
„Das meine ich auch. Aber daß diese Weiber sich nicht schämen, ihm Briefe zu schreiben.“
„Und das Hoteltor zu belagern, wenn er auf die Straße tritt.“
„Oder seinem Wagen nachzurennen!“
„Als ob ihm einfiele, sie zu beachten!“
„Er schaut sich gar nicht um nach ihnen. Er kneift die Augen zu und geht.“
„Na, und wenn er sie nicht zukneift? Muß man da schon auf offener Straße umfallen? Oder habe ich etwa gleich den Kopf verloren, als er beim Einsteigen ins Auto mich ein wenig anschaute?“
„Oder habe ich vielleicht so viel Aufhebens damit gemacht, daß er mir durch den Kellner das Billettchen schickte, er möchte mich kennenlernen?“
„Oder war ich vielleicht so überrascht, als er

bei nachtschlafender Zeit an mein Balkonfenster klopfte und jammerte, weil ich ihm nicht aufmachen wollte?“

„Oder war ich vielleicht so verwundert, als er mit einem Revolver umherfuchtelte und meinem Mann aus wild rollenden Augen mörderische Blicke zuwarf?“

„Oder als er die Beine so spreizte...“

„Pardon, bitte, deswegen brauchst du mir keinen Fußtritt zu geben.“

„Oh, oh, meine Liebe, wirklich?“

„Wirklich, du hast mir einen Fußtritt gegeben, daß mir das Bein blutet...“

„Oh, Liebste, nimm gleich einen Löffel Wasser... Wasch die Wunde aus oder, noch besser, setz dich gleich in den Löffel... Und steck den Kopf hinein, in solchen Fällen ist es gut, wenn man den Atem ein wenig anhält, eine halbe Minute länger, als es geht.“

Der Hausherr ist ein feiner Mensch

„Bitte, ich möchte die Wohnung im dritten Stock anschauen, die unten angekündigt ist.“

„Die ist im vierten Stock, aber schon vermietet. Dafür gibt es eine andere hinter dem Atelier im fünften Stock.“

„Wie schaut die aus?“

„Es war in der Annonce zu lesen. Drei helle Gassenzimmer, Küche, Dienstbotenzimmer und Nebenräume, alles modern. Zweihundert Pengö.“

„Hm. Ist Lift im Hause?“

„Ja. Lift haben wir. Aber jetzt ist er vermietet. Ein Flieger wohnt darin. Sehen Sie, jetzt kommt er gerade herunter... Er hat sich darin ganz schön eingerichtet. Im Herbst aber zieht er aus... Sind Sie vielleicht ebenfalls Flieger?“

„Nein... Ein merkwürdiger Zufall. Ich bin es nicht.“

„Denn wenn Sie es wären, könnten Sie den Lift zum Herbst mieten. Man kann darin sehr gut üben.“

„Dann möchte ich doch lieber die Wohnung im fünften Stock anschauen.“

„Die ist ein bißchen hoch, und mir tun die Füße weh.“

„Ja, dann...“

„Macht nichts. Gehen Sie nur ruhig hinauf, schauen Sie sich alles an, das übrige können wir nachher besprechen.“

„Steckt der Schlüssel in der Tür?“

„Er steckt in der Tür, aber die Tür steckt nicht in der Wohnung. Gehen Sie nur ruhig hinein. Vor den Katzen brauchen Sie keine Angst zu haben, die sind schon alt.“

✱

„Ergebenster Diener! Ach ja, Sie sind der Herr, der vormittags hinaufgegangen ist, die Wohnung anzuschauen. Ich habe Sie nicht erkannt, es wird jetzt so schnell dunkel.“

„Ja ... Die Wohnung liegt ein bißchen hoch.“

„Also wie hat sie Ihnen gefallen?“

„Recht gut ... Und in mancher Beziehung würde sie mir entsprechen. Aber sie hat ja nur zwei Zimmer?“

„Na, und das dritte links?“

„Sie meinen das, in dem der krepierete Hund liegt?“

„Was, der arme Kubetz ist eingegangen? Das war kein Hund; es war ein Mensch. Der frühere Mieter, der im August hätte ausziehen sollen.“

„Das ist also ein Zimmer?“

„Natürlich ist das ein Zimmer. Ein schönes, helles Gassenzimmer.“

„Aber ohne Fenster.“

„Dafür geht die eine Wand zur Straße.“

„Allerdings ... Aber sagen Sie, ist die Wohnung

im Winter nicht ein bißchen kühl? Ich frage nur, weil die ganze Wohnung keine einzige Tür hat.“

„Man kann doch heizen.“

„Ja, nur habe ich keinen Ofen gesehen.“

„Öfen kann man jederzeit aufstellen. Unser Hausherr gestattet den Mietern, Öfen aufzustellen.“

„Na, und sagen Sie... Der Raum, in dem die zwei vermodernden Gerippe liegen, ist wohl das Badezimmer?“

„Sie meinen den mit dem verfaulten Sack?“

„Gewiß.“

„Ja, das ist das Badezimmer.“

„Und die Wanne?“

„Sie können sich eine anschaffen.“

„Aber es gibt keine Wasserleitung oben.“

„Der Hausherr gestattet dem Mieter, eine Wasserleitung legen zu lassen.“

„Noch eine kleine Schwierigkeit... Eine Wand ist zusammengefallen...“

„Was Sie nicht sagen! Hm, das ist natürlich eine Schwierigkeit. Diesbezügliche Weisungen habe ich nicht, aber bis morgen kann ich den Hausherrn fragen, ob er dem Mieter gestattet, die Wand wieder aufbauen zu lassen. Gewiß wird er es gestatten, er ist ein sehr feiner Mensch. Nur kostet dann die Wohnung natürlich etwas mehr.“

„Warum?“

„Na, hören Sie, wenn Sie so viel Geld hinein-

stecken, wird daraus eine Wohnung, die man nicht mehr so billig vermieten kann.“

„Sagen Sie, wer ist eigentlich der Hausherr?“

„Der Hausherr? Der ist ein sehr feiner Mensch.“

„Hat er die Wohnung schon gesehen?“

„Nein, noch nicht.“

„Es wäre mir lieb, wenn er mich einmal dort besuchen wollte? Ginge das?“

„Ich werde es ihm sagen, nur müssen Sie dann die Wohnung schön instand setzen, aufbauen, Türen einhängen und neu ausmalen lassen, denn der Hausherr ist ein sehr feiner Mensch, den kann man nicht in einem Schweinestall empfangen.“

Man soll nicht dreinreden

Ich wartete bei strömendem Regen auf die Trambahn. Weiter unten vor einem Tor sprachen zwei Herren miteinander: ein hochgewachsener in Lederjoppe, die Hände in den Taschen, und ein zweiter, ein linkischer kleiner Mensch mit hochgeschlagenem Kragen und steifem Hut, schwächling, unbeholfen. Anfangs hörte ich nicht zu. Dann schlug mir die erhobene Stimme des Herrn in der Lederjoppe ans Ohr.

„Jawohl, eine Gemeinheit, wenn Sie es wissen wollen...“ rief der Herr in der Lederjoppe drohend.

„Ha, ha ... Sehr interessant...“ sagte der Kleine unsicher.

„Die denkbar größte Gemeinheit, verstanden?“ fuhr der Herr in der Lederjoppe immer gereizter fort. „Und wenn Sie mir noch so frech ins Gesicht grinsen, Kanaille!“

„Ssss ... Ssss ... Großartig...“, sagte der Kleine, und er schüttelte ungläubig den Kopf.

Ein merkwürdiges Paar.

„Sie grinsen mir nur so lange ins Gesicht, Sie ungezogener Lummel, bis ich Sie Mores lehren werde. Sie sind nur so lange so unverschämt, bis Sie einen finden, der es Ihnen zeigt. Aber bei mir sind Sie an den Richtigen gekommen. Ich er-

schrecke nicht so bald, ich habe auch vor Skandal keine Angst. Und wenn Sie nicht aufhören, mich anzuflegeln, wische ich Ihnen hier auf offener Straße eins aus. Verstanden?“

„Sehr interessant. Na, und? ...“

Donnerwetter, da bereitet sich etwas vor. Da



muß man gut aufpassen, um rechtzeitig eingreifen zu können. Ich hasse jeden Skandal und mische mich nicht gerne in Streitigkeiten unreifer, manierloser Menschen, die ihre unritterlichen Affären auf der Straße austragen — dieser Fall aber scheint nicht alltäglich. Der Herr in der Lederjoppe ist offenbar entrüstet, anscheinend handelt es sich nicht um Politik, sonst wären schon einige Schlagwörter zu hören gewesen. Vielleicht handelt es sich um ein Geschäft oder um eine Frau. Das Verhalten des Kleinen ist jeden-

falls bemerkenswert. Er läßt alle Beleidigungen über sich ergehen, ist aber anscheinend kein Feigling, weil er nicht davonrennt, sondern versucht, den Überlegenen zu spielen. Der Mensch muß gute Nerven haben. Mir imponiert seine vorgetäuschte Überlegenheit nicht, im Grunde genommen muß er zu den Amphibien gehören, die überhaupt nicht zu beleidigen sind. Aber auch der andere Herr wirkt ganz und gar nicht sympathisch mit seiner geistlosen und unmännlichen Roheit, wie er da eine Ohrfeige nach der anderen verspricht, ohne seinem Gegner auch nur eine einzige herunterzuhauen.

„Ich verprügle Sie nur darum nicht, weil ich mir die Hände nicht beschmutzen will. Aber verlassen Sie sich darauf, Sie kommen nicht so leichten Kaufs davon. Ich werde Mittel und Wege finden, Sie in der besseren Gesellschaft unmöglich zu machen. Einstweilen begnüge ich mich damit, Ihnen auf offener Straße vor aller Welt meine Meinung zu sagen, damit Sie es nicht hinterher ableugnen können, wie Sie es mit Ohrfeigen immer tun. Wenn Sie mir noch einmal unter die Augen kommen, Sie unverschämter Kerl, jage ich Sie mit der Hundepeitsche davon. Und jetzt packen Sie sich, Sie Schweinehund! Marsch!“

Der Kleine rührt sich nicht. Er steht da und lächelt überlegen.

„Richtig. So muß man reden. Und wenn auch das nicht wirkt?“

Der Herr in der Lederjoppe wird puterrot.

„Wenn auch das nicht wirkt? Dann kommt eben eine solche Ohrfeige, daß eine zweite schon Leichenschändung wäre! Da haben Sie! Und Sie können sich beim Salzamt beschweren! Sie Lümmel! Sie Rindvieh! Sie Hornochs!“

„Ganz großartig!“

Der Kleine rührt sich nicht. Er sieht seinem Gegner ins Auge. Offenbar kommt jetzt die Ohrfeige. So lange darf ich aber nicht warten. Schließlich bin ich für den guten Ruf unserer Hauptstadt verantwortlich, am Ende könnten sogar Ausländer den Auftritt beobachten. Ich trete entschlossen heran.

„Pardon, meine Herren“, sage ich höflich, aber entschieden. „Vielleicht werden Sie die Güte haben, derart heikle Affären in einem Torweg oder in einer Privatwohnung auszutragen. Die Straße ist nicht dazu da.“

Sie starren mich an. Ich wende mich zu dem Kleinen.

„Ich stehe Ihnen auf Wunsch als Zeuge gerne zur Verfügung, falls Sie die Sache vor Gericht bringen wollen, denn ich sehe, daß Sie kein Freund ritterlicher Erledigung sind. Ich habe gehört, wie dieser Herr Sie beschimpfte.“

Der Kleine schaut sich betroffen um.

„Mich?“

„Natürlich, wen denn?“

„Pardon...“, stottert der Kleine, „das dürfte ein kleiner Irrtum sein. Dieser Herr ist mein lang-

jähriger Freund Löwe, der mir gerade jetzt erzählt hat, was er sagen wird, wenn er nächstens mit Leo Grünspecht zusammentrifft, der ihn bei seinem Chef verpetzt hat.“

Man soll nicht dreinreden, am allerwenigsten, wenn man den Anfang eines Gesprächs nicht gehört hat.

Graphologie

Geehrter Herr!

Ich habe Ihren liebenswürdigen Brief dankend erhalten, desgleichen die beigelegte Analyse des weltberühmten Graphologen Monsieur X. über die kürzlich eingesandte Handschrift meiner Wenigkeit. Ihre gütige Frage, ob ich mit der Deutung meiner Handschrift zufrieden bin und sie für treffend halte, kann ich mit einem begeisterten Ja beantworten. Monsieur X., dessen rätselhafte Persönlichkeit mein Interesse schon seit langem erregt, hat mich diesmal durch sein Wissen geradezu verblüfft, niedergeschmettert, in sprachloses Erstaunen versetzt. Er hat mir Herz und Nieren durchschaut, hat die verborgensten Geheimnisse meiner Seele zutage gefördert und bloßgelegt, hat meine Persönlichkeit — unbekannterweise, da er ja nur ganz wenige Zeilen von mir zu sehen bekommen hat — restlos erfaßt, mich so dargestellt und geschildert, wie ich in Wirklichkeit bin. Wenn wir nicht im Jahrhundert der Naturwissenschaften lebten, fühlte ich mich versucht, an den sechsten Sinn zu glauben oder an das zweite Gesicht. Doch urteilen Sie selbst, der Sie mich so gut kennen, was ich fühlen mußte, als ich in der Analyse des Monsieur X. die an Enthüllungen grenzenden

Feststellungen über meinen Charakter las, wie zum Beispiel:

daß meine Stimmungen erheblichen Schwankungen unterworfen sind und ich durch äußere Umstände entschieden beeinflußbar bin,

daß ich mich nicht in allen Fällen so zeige, wie ich in Wirklichkeit bin,

daß Hindernisse, die sich der Erfüllung meiner Wünsche entgegenstellen, verstimmend auf mein Gemüt wirken,

daß ich viel heftigerer Gefühlsausbrüche fähig wäre, als ich selbst annehme, wenn diese Ausbrüche nicht durch meine Überzeugung gezügelt würden, daß ich ihrer nicht fähig sei,

daß ich ein Gemisch entgegengesetzter Eigenschaften bin, so daß ich mich beispielsweise an angenehme Erlebnisse gern erinnere, während ich unangenehmen Eindrücken ausgesprochene Abneigung entgegenbringe,

daß ich viel für gemütliche Plauderei übrig habe, doch auch schweigen kann, wenn meine Interessen es erfordern.

daß ich mich manchmal für besser halte, als ich von anderen eingeschätzt werde, in anderen Fällen aber an mir selbst zweifle,

daß mir zuweilen fröhlich, zuweilen jedoch traurig zumute ist, je nachdem, ob ich fröhlich oder traurig aufgelegt bin,

daß ich mir oft denke, wieviel weiter ich es

hätte bringen können, wenn alles so gekommen wäre, wie ich es gewünscht habe, und so weiter, lauter Volltreffer.

Sie kennen mich schon lange, und so brauche ich Ihnen nicht ausführlich darzulegen, wie sehr mich diese schonungslose, aber aufrichtige Enthüllung der geheimsten Triebfedern meines Charakters überrascht hat.

Mein Interesse für die Wissenschaft der Graphologie wurde nicht unwesentlich erhöht, seit ich ihre Resultate am eigenen Leib erfahren durfte, zumal ich die Analyse sogleich einer Kontrolle unterzog. Dabei ging ich die Sache so an, daß ich vier Unbekannte von der Straße zu mir rief und ihnen die Analyse vorlas, mit der einzigen Änderung, daß ich mich statt der Einzahl der Mehrzahl bediente: zum Schluß bekannten wir alle fünf weinend, die Hand aufs Herz gelegt, daß die Charakterbeschreibung vollkommen zutrefte und daß der hervorragende Graphologe unser innerstes Wesen durchschaut habe, was abzustreiten ein Verbrechen wäre. Nur über den letzten Punkt gab es Meinungsverschiedenheiten, da meine Analyse zum Schluß feststellt, daß ich zu Zynismus und Spott neige, gelegentlich alles einer scharfen Kritik unterziehe und an die Graphologie nicht glaube. Darüber gerieten wir in Streit, weil alle vier, ein Klempner, ein baptistischer Priester, ein Detektiv und ein Wärter aus dem Irrenhaus, diese Enthüllung samt und

sonders als auch auf sie zutreffend empfanden und mit Leidenschaft beteuerten, daß der Graphologe auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen habe; sie glaubten nämlich wirklich nicht, daß man aus der Handschrift die Wahrheit erraten könne. Infolgedessen habe der Graphologe recht. Demgegenüber behauptete ich, daß ich an die Graphologie glaubte, infolgedessen irre der Graphologe, wenn er feststelle, daß ich nicht an die Graphologie glaubte, da er sich aber geirrt habe, habe er sich nur deshalb geirrt, weil die ganze Graphologie keinen Pfifferling wert sei, infolgedessen glaubte ich nicht an die Graphologie, hieraus aber folgt, daß der Graphologe recht hat.

Nach alledem erlaube ich mir, Ihnen die kurze Analyse zur Verfügung zu stellen, die ich aus der die Analyse meiner Handschrift enthaltenden Handschrift des Graphologen hinsichtlich des Charakters des Schrifturhebers erschlossen habe. Meine Analyse fasse ich, noch bündiger als er, in folgende zwei Worte zusammen: Selber einer.

Investition

Frau: Um Gotteswillen, was willst du mit den lumpigen dreihundert Kronen?... Lächerlich! Was kann man damit schon anfangen?

Mann: Ja, ich weiß, so sprichst du... Das sieht dir ähnlich. So abzuwinken. Was kann man damit beginnen? Das ist deine Politik, mit der du mich zugrunde gerichtet und vernichtet hast, mich, der es zu etwas hätte bringen können... Diese Entmutigung, diese kalte Dusche, mit der du mich überschüttetest, mit der du jeden Plan und jede Hoffnung im Keim erstickst, wenn ich einen Plan habe, wie ich mich aus diesem Elend herausarbeiten könnte. Was man damit anfangen kann!! ... Du meinst, da man damit nichts anfangen kann, soll ich das Geld in den Ofen stecken oder unters Volk streuen... Andere Frauen haben Einfälle, andere Frauen sprechen ihrem Mann Mut zu, sparen, glauben an die Zukunft, wollen etwas... Du aber sagst: „Was kann man damit anfangen?“ Jedes Wort, das du sprichst, ist beleidigend und entmutigend... Nichts ist dir genug ... nichts gefällt dir, was ich tue...

Frau: Mir brauchst du keine Szene zu machen, ich rede gar nicht mehr. Du hast recht, dreihundert Kronen sind ein Vermögen. Kauf da-

mit die Fordwerke oder eröffne ein Operetten-theater und engagiere die Jeritza für sechs Jahre, das ist die beste Investition mit dreihundert Kronen.

Mann (wütend): Ich bin auf deinen bitteren Humor nicht neugierig! Jawohl, mit dreihundert Kronen kann man etwas anfangen... Wenn man die dreihundert Kronen zufällig hat und wenn sie überflüssig sind... Überflüssige dreihundert Kronen sind mehr wert als dreihunderttausend, die man nötig hat... Denn die dreihunderttausend muß man ausgeben, die dreihundert kann man aber verzinsen und irgendwo investieren... Man kann mit dem Geld experimentieren... Kann es vermehren, es als Saat anbauen...

Frau (trocken): Kauf vielleicht ein Klassenlos.

Mann: Witzeln, das verstehst du. Du solltest lieber eine Idee haben oder zumindest trachten, eine zu finden, da würdest du mir wenigstens in meinen Sorgen, in meinem Kampf um den Erfolg irgendwie beistehen, wenn du schon nichts anderes ins Haus gebracht hast...

Frau: Hast du vielleicht soviel mitgebracht?

Mann: Seit wann ist es üblich, daß der Mann die Mitgift hat? Ist das die neueste Errungenschaft des durch verkürztes Haar verlängerten Frauenverstandes?

Frau (trocken): Es ist eine sehr alte Errungenschaft, daß der Mann, dem eine Familie ihr

kostbarstes Gut anvertraut, etwas haben muß, entweder Geld oder Talent oder gute Familie oder sonst einen Vorzug, zumindest Schönheit.

Mann (mit erstickter Stimme): Ich habe also von all dem nichts?

Frau (leichthin): Ich spreche nicht von dir, nur so im allgemeinen.

Mann: Also dann sage ich dir auch nur im allgemeinen, nur als Aphorismus, ohne die geringste Anzüglichkeit, ohne auch nur im entferntesten dich zu meinen, daß ... daß ... du weder reich warst noch schön, noch auch gebildet.

Frau (trocken): Merkwürdig. Wie kommt es also, daß du doch so vernarrt in mich warst? Und warum mußte ich dann nach dem neunten Korb, den du von mir bekommen hast, den flehentlichen Bitten deiner Mutter nachgeben, die mir vorjammerte, ich solle dir das Leben retten und dir ein beglückendes Jawort singen, damit dir der Revolver, aus dem du dir jeden Augenblick meinetwegen eine Kugel durch den Kopf jagen wolltest, aus dem Mund falle.

Mann: Meine arme Mutter hat sich getäuscht.

Frau: Warum? Wolltest du dir keine Kugel durch den Kopf jagen?

Mann: Doch. Sie hat sich insofern getäuscht, als sie mir empfahl, so zu tun, als ob ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen wollte. Sie hat sich nämlich in dem Onkel getäuscht.

Frau: In dem Onkel?

Mann: In deinem Onkel Daniel, dem Millionär, von dem sie annahm, daß du sein Liebling bist und daß er dir eine große Mitgift geben wird, wenn du heiratest.

Frau (nach einer Pause): Du hast mich also nur darum geheiratet, weil du der Ansicht warst, Onkel Daniel stehe hinter mir?

Mann: Ich spreche nur im allgemeinen.

Frau (heftig): Das heißt, ich war nicht der Liebling Onkel Daniels und habe nur so getan, als ob ich es wäre?

Mann: Aber ich bitte dich...

Frau (immer zorniger): Also laß dir gesagt sein, ich bin es... Und Onkel Daniel hat sich nur deshalb von mir abgewendet und mir seine Unterstützung entzogen, weil ich dich heiratete... Denn er war immer gegen diese Heirat.

Mann (ironisch): Das kann jeder behaupten.

Frau: So! ... Dann kann ich dir mitteilen, daß er es auch gestern gesagt hat... Erst gestern... Daß er bereit wäre, sein vierstöckiges Haus an der Ringstraße auf mich überschreiben zu lassen, und es nur deshalb nicht tut, weil du einen Nutzen davon hättest, und dich kann er nicht schmecken.

Mann (blaß): Lüge.

Frau: Lüge?! ... Also dann paß auf!! ... Er hat erklärt und gibt es auf Wunsch schriftlich, daß er das Haus sofort auf mich überschreiben läßt, wenn ich ein Kind bekomme.

Denn dann hätte er das Gefühl, das Haus mir zu geben und jemandem, der zu mir gehört!!... Ich wollte es dir nur nicht sagen...!

Mann (nach einer Pause): Ist das wahr?

Frau: Wenn du willst, kann ich es dir schriftlich von ihm bringen.

(Lange Pause)

Mann (sieht auf die Uhr).

Frau (ironisch): Du fürchtest, du könntest die Kassierin verpassen?

Mann (mit sanfter Stimme): Aber ich bitte dich... Ich sehe nur auf die Uhr, weil ich heute keine Lust habe, auszugehen...

Frau: Du gehst nicht aus?

Mann (lächelnd): Ist es dir vielleicht nicht lieb, daß ich zu Hause bleibe?

Frau (zuckt die Achseln).

(Pause)

Mann: Dieses Kleid — hm — hast du es dir jetzt machen lassen?...

Frau: Warum? Gefällt es dir vielleicht nicht?

Mann: I wo... Ich frage vielmehr... weil es dir so gut steht... Du siehst sehr hübsch darin aus.

Frau: Was heißt das? Bist du verrückt? Ich habe von dir noch nie ein Kompliment gehört.

Mann (lächelnd): Ich kann nichts dafür, daß du es meinen Worten nicht entnommen hast...

(Nach einer Pause): Du verübelst mir also nicht, daß ich zu Hause geblieben bin?!...

Frau (zuckt die Achseln).

Mann (streckt die Hand aus, leise, mit Wärme):
Grete...

Frau (schmollend): Geh... Du bist ein Ekel...

Mann (umarmt sie stürmisch): Ein Ekel... Also schön, ich bin ein Ekel... Nur du sollst gut und lieb sein... (leise): Darf ich also bleiben?

Frau (zuckt die Achseln, lacht): O du ... Windfahne...

Mann (lebhaft, wie elektrisiert): Kochen wir uns Tee... Haben wir noch Pfirsichschnaps? ... Wir machen uns einen lustigen Abend... Wir zwei...

Frau (schmiegt sich an ihn): Oh ... du großes Kind du... Was ist in dich gefahren?

Mann: In mich? ... Nichts... Was soll in mich gefahren sein? Verliebt bin ich...

Frau (schnurrend): In wen?

Mann: In wen! ... In wen! ... (Scherzend): In Onkel Daniel... (Kuß. — Pause. — Zerstreut): Apropos, die Kleider... Sag mal... Kriegt man für dreihundert Kronen Kinderwäsche?! (Umarmt sie, liebkosend): Es wäre keine schlechte Investition... Es heißt, daß die Preise im Herbst sehr steigen werden.

Wer ist die blutrünstige Bestie?

Kürzlich las ich in einer Zeitung folgende Nachricht:

Abenteuer mit einem Bären. Der Stuhlrichter E. F. hat in den Siebenbürger Schneebergen ein aufregendes Jagdabenteuer erlebt. Die Treiber scheuchten das Wild im Forst auf, und die Jäger nahmen in dem felsigen Gebiet in großen Abständen voneinander Aufstellung. Der Stuhlrichter folgte zwei Treibern. Plötzlich ergriffen die Treiber mit entsetztem Geschrei die Flucht. Ein gewaltiger Bär hockte im Gebüsch und knaute an Wurzeln. Der Stuhlrichter nahm das Untier aufs Korn und traf es in die Brust. Der Bär ließ ein wildes Gebrüll hören, ging auf die Hinterbeine hoch und stellte sich dem Stuhlrichter entgegen. Der Stuhlrichter hatte gerade noch Zeit, zwei weitere Schüsse abzugeben. Beide bohrten sich der entsetzlichen Bestie in den Leib, doch das Untier wich nur ein Stück zurück, um sich gleich nachher brüllend auf den Jäger zu stürzen. Der Stuhlrichter hatte keine Zeit mehr zu laden: er hob die Flinte und schlug mit dem Kolben auf den Bären, der über ihn fiel. Es folgte ein Kampf auf Leben und Tod; der herkulische Mann drückte mit der einen Hand der wilden Bestie die Kehle zu; im Augenblick der höchsten Gefahr riß er das Jagdmesser aus dem Gürtel und stieß es der blutrünstigen Bestie in die Kehle. Der Bär ledte sich die Wun-

den, suchte das Weite und fiel achtzig Schritt weiter entfernt am Rand einer Quelle hin.

So weit, so gut. Als gewissenhafter Journalist ging ich dem Fall nach und las die Lokalblätter. Unterdes schlief ich vor Aufregung ein, was mich aber nicht hinderte, die Zeitungen weiter zu studieren, unter denen ich zu meiner größten Überraschung eine mit dem Titel „Anzeiger für Siebenbürger Bären“ fand. Verwundert blätterte ich in dem primitiven Druckwerk. Auf der zweiten Seite fand ich den gesuchten Bericht:

Tödlicher Ausgang eines Abenteuers mit einem Menschen. Betrübten Herzens teilen wir unseren Lesern mit, daß Jonathan Bek, der ob seiner Bärenfreundlichkeit bekannte Philosoph, heute früh im Baumhöhlen-Hospital seinen Wunden erlegen ist. Er verabschiedete sich freundlich von seiner schluchzenden Frau und seinen Kindern und erzählte unserem Mitarbeiter vor seinem Heimgang noch einmal ausführlich das furchtbare Abenteuer, das ihn das Leben kostete.

Er erging sich gerade am Waldrand, in Gedanken an sein großes philosophisches Werk „Die Segnungen der Natur“ vertieft, als er bei einem Baum schmachthafte Wurzeln erblickte. Er beschloß, seinen Kindern einige Lederbissen nach Hause zu bringen, beugte sich in seiner allbekannten, friedlichen und sanften Art nieder und begann die Wurzeln zu kauen. Als er aufblickte, gewahrte er, einige Schritte entfernt, einen wohlgenährten Menschen, der ihn mit wild rollenden Augen musterte und seine stangenförmigen Giftdrüsen, aus

denen er ein feuriges Sekret auf seine Opfer zu spritzen pflegt, gerade gegen ihn richtete. Jonathan Peh, mit der kindlichen Naivität des Weisen im Herzen, glaubte, die blutrünstige Bestie durch Milde und überlegene Intelligenz entwaffnen zu können. Er sah sie klug und liebenswürdig an; doch das unvernünftige Untier ließ einen Krach vernehmen und spritzte den Giftsaft seiner Drüsen gegen Jonathan Peh. Jonathan Peh wollte sich entfernen, doch als er sah, daß die Bestie zu einem neuen Angriff ausholte, fiel ihm ein, daß er dann sterben müsse und sein Werk nicht vollenden könne. Es blieb ihm nichts übrig: so sehr es ihm wider die Natur ging, mußte er die blutrünstige Bestie irgendwie unschädlich machen. Er näherte sich ihr also und legte den linken Fuß mit tadelnder Gebärde auf die Schulter des Ungeheuers, das aber noch mehr in Wut geriet, da es seine Feuerdrüsen nicht mehr benutzen konnte. Er griff zu einem scharfen Eisenstück und stieß es zähnefletschend mehrere Male Jonathan Peh in die Kehle.

Der große Philosoph schüttelte mißbilligend den Kopf und dachte einen Augenblick daran, den Schädel des blutlehzenden Raubtiers mit den Zähnen entzweizureißen. Doch da fiel ihm eine These seines philosophischen Werkes ein, in der auf die verächtliche Minderwertigkeit gewisser Tiere hingewiesen wird, die in ihrem Blutdurst anderen Lebewesen Wunden schlagen, sie nicht nur töten, sondern auch auffressen, wie es die Menschen tun, obwohl die Natur reichlich dafür gesorgt hat, daß alle ihre Geschöpfe von Baumfrüchten und Pflanzen leben und in den schönen Wäldern ein frohes und zufriedenes Dasein führen können. Er wandte

sich voll Verachtung ab und ging weiter, während die wütende Bestie zähnefletschend floh. Jonathan Pez begann seine Wunden zu lecken und setzte sich betrübt, von Todesahnungen erfüllt, an den Rand des Baches, wo wir ihn kurz nachher fanden. Das traurige Schicksal unseres edlen Kameraden findet in weitesten Kreisen aufrichtigste Teilnahme, die bei dem heute nachmittag stattfindenden Begräbnis überwältigenden Ausdruck finden soll.

Nach der Lektüre des Berichtes stellte ich fest, daß der Ausdruck „blutrünstige Bestie“ zumindest ziemlich relativ ist und eine tüchtige Dosis Befangenheit voraussetzt.



Urgeschichtliches

Szene: Gasthaus in der Pliozän-Epoche.

Zeit: 15328 v. Chr.

Erster Urmensch (tritt ins Pfahlgasthaus):
Guten Tag, Herr Maier.

Zweiter Urmensch: Guten Tag, Herr Fuchs.
Woher kommen Sie?

Erster: Ich habe am Vormittag ein bißchen
gefischt. Gestatten Sie?

Zweiter: Bitte, bitte.

Erster: Was bekommt man hier zu essen?

Zweiter: Ich esse nur Kriegsmenüs. Man muß
sich nach der Decke strecken.

Erster: Alles vergebens, die Teuerung ist nicht
mehr auszuhalten. Zum Frühstück war ich beim
Mastodonwirt. Raten Sie, was man dort für eine
lumpige Mammutrippe verlangt?

Zweiter: Tja, das ist der Krieg.

Erster: Achtzehn farbige Kiesel, mein Herr.
Achtzehn farbige Kiesel. Woher soll ich die
nehmen? Ich kann sie gar nicht mehr zusam-
mensuchen. Auch meine Frau sucht schon mit,
sie ist erwerbstätig geworden. Wie lange werden
wir diese Teuerung überhaupt noch aushalten?

Zweiter: Das ist noch gar nichts. Wissen Sie,
was ich hier für eine Ichthyosauruskeule mit
Bohnen bezahle? Zwanzig Muscheln. Was hat

man früher einmal im Miozän für zwanzig Muscheln bekommen!

Erster: Zwei Plesiosaurier mit Rüssel.

Zweiter: Zumindest.

Erster: Ja, man kann es nicht mehr aushalten. Dieser Krieg muß einmal beendet werden.

Zweiter: Im Gegenteil: er muß weitergeführt werden, wenn wir ihn schon begonnen haben.

Erster: Auch Sie reden so?

Zweiter (mit Überzeugung): Ja. Wir dienen dem Frieden, indem wir alle Kräfte zusammenraffen, die Gibbons unterzukriegen.

Erster: Ja, wer hätte geglaubt, daß das so lange dauern wird? Bei der Vollkommenheit der heutigen Technik, heute, im Jahrhundert der unglaublichsten Aufklärung, auf dem Gipfelpunkt der menschlichen Kultur, in der großartigen Epoche des Mannlicher-Knüppels, des 42-cm-Eberhauers, der an Obsidiansteinen geschärften spannenlangen Nägel und der an Eisen geschliffenen Zähne, glaubten wir annehmen zu können, daß wir im Handumdrehen mit den Gibbons fertig würden, die uns diesen Krieg aufgezwungen haben.

Zweiter: Gerade darum dürfen wir jetzt nicht mehr aufhören. Ich bin fest überzeugt, daß das der letzte Krieg der Menschheit ist.

Erster: Glauben Sie?

Zweiter: Ganz gewiß: wenn wir jetzt alles tun, um mit unseren technisch vollkommenen Waffen, mit Aufgebot aller Kräfte diesen Krieg zu

Ende zu führen, können wir einen Frieden schließen, der allen Bewohnern des Erdtellers Sicherheit und Wohlstand bringt. Wir alle werden uns verbrüdern, und in Zukunft soll eine Konferenz aller Völker die etwaigen Gegensätze schlichten. Zur Gewaltanwendung wird es nicht mehr kommen, nur diesen Krieg müssen wir noch zu Ende führen. Das ist so sicher, wie die Sonne sich um die Erde dreht, und die Erde, nach der Feststellung unserer herrlichen Gelehrten, ein riesenhafter Fliegenpilz ist, der auf dem Rüssel eines Mummuts schwebt. Ja, die Wissenschaft, mein Herr, die Wissenschaft über alles!

Erster: Warum gehen Sie nicht an die Front, wenn Sie so reden?

Zweiter (nervös): Entschuldigen Sie, Sie wissen ganz gut, daß ich als Angestellter der Ersten Pliozän-Steinaxtschleif-A.-G. unentbehrlich und darum enthoben bin. Im übrigen arbeite ich jetzt an einem Bühnenstück.

Erster: Ja? Schon wieder?

Zweiter: Ja. Ich habe ein interessantes Thema. Ich glaube, es wird denselben Erfolg haben wie mein letztes Stück. Schon das Milieu ist wirkungsvoll. Ich verlege die Handlung ins Miozän, was dem Dialog eine liebenswürdige archaische Patina verleiht. Übrigens handelt das Stück davon, daß eine Frau ihren Mann verläßt, weil ihre Nerven etwas anderes, etwas Schöneres brauchen. Sie verliebt sich in einen anderen Mann, einen wahrhaftigen Mann, der Büffel jagt...

Aber der Gatte ertappt die beiden, da sie gerade den Fluß durchschwimmen wollen, um zu fliehen... Der Gatte reißt aus der Hintertasche seines Menschenhautsacks einen Knüppel; die anderen aber kommen ihm zuvor, spießen ihn auf und verspeisen ihn auf offener Szene... Aber wissen Sie, das Schwergewicht liegt nicht in der Handlung, sondern in den feinen psychoanalytischen Nuancen des Dialogs... Ich stelle eine moderne Frau auf die Bühne, eine hypermoderne weibliche Seele mit überfeinertem Nervensystem und zartestem Gefühlsleben. Das soll insbesondere in der letzten Szene zur Geltung kommen, wenn der Gatte verspeist wird... Ich glaube, es wird ein großer Erfolg — prunkvolle Ausstattung, blendende Kostüme, auf dem Kopf der Frau ein echter Bärenfellhut...

Erster: Sehr schön. Nur nicht allzu neu.

Zweiter: Tja, das Publikum will das heute. Aber da bringt man mir schon die Ichthyosauruskeule. Unerhört, was man für so ein winziges Stück verlangt, das Ganze wiegt bestimmt keine dreißig Kilo, und davon soll ich satt werden... Ja, man muß hungern, mein Herr, hungern... Unerhört, diese Teuerung.



*Beachten Sie bitte die
folgenden Seiten*

DIE KLEINE REIHE

ROMANE

EDITH ZELLWEKER

Und seine Tochter ist der Peter

Reichpreis 1935

*

Es gibt nämlich gar keine Liebe

Neuerscheinung

HILDE SPIEL

Verwirrung am Wolfgangsee

WALTER GUNDACKER

Die Geschichte einer großen Liebe

JEHANNE D'ORLIAC

Die zweite Ehe der Lady Chatterley

Jeder dieser Bände

Kartoniert RM 2.85, ö. S. 5.40

in Leinen RM 3.75, ö. S. 7.02

RALPH A. HÖGER VERLAG

DIE KLEINE REIHE

KURZGESCHICHTEN

ARKADIJ AWERTSCHENKO

Was für Lumpen sind doch die Männer

*

Die Frauen sind auch keine Engel

*

Ein Mädchen ohne Vorurteil

Neuerscheinung Herbst 1936

FRITZ MÜLLER-PARTENKIRCHEN

Berge

Ernste und heitere G'schichten

Neuerscheinung Herbst 1936

FRIEDRICH KARINTHY

Selbstgespräche in der Badewanne

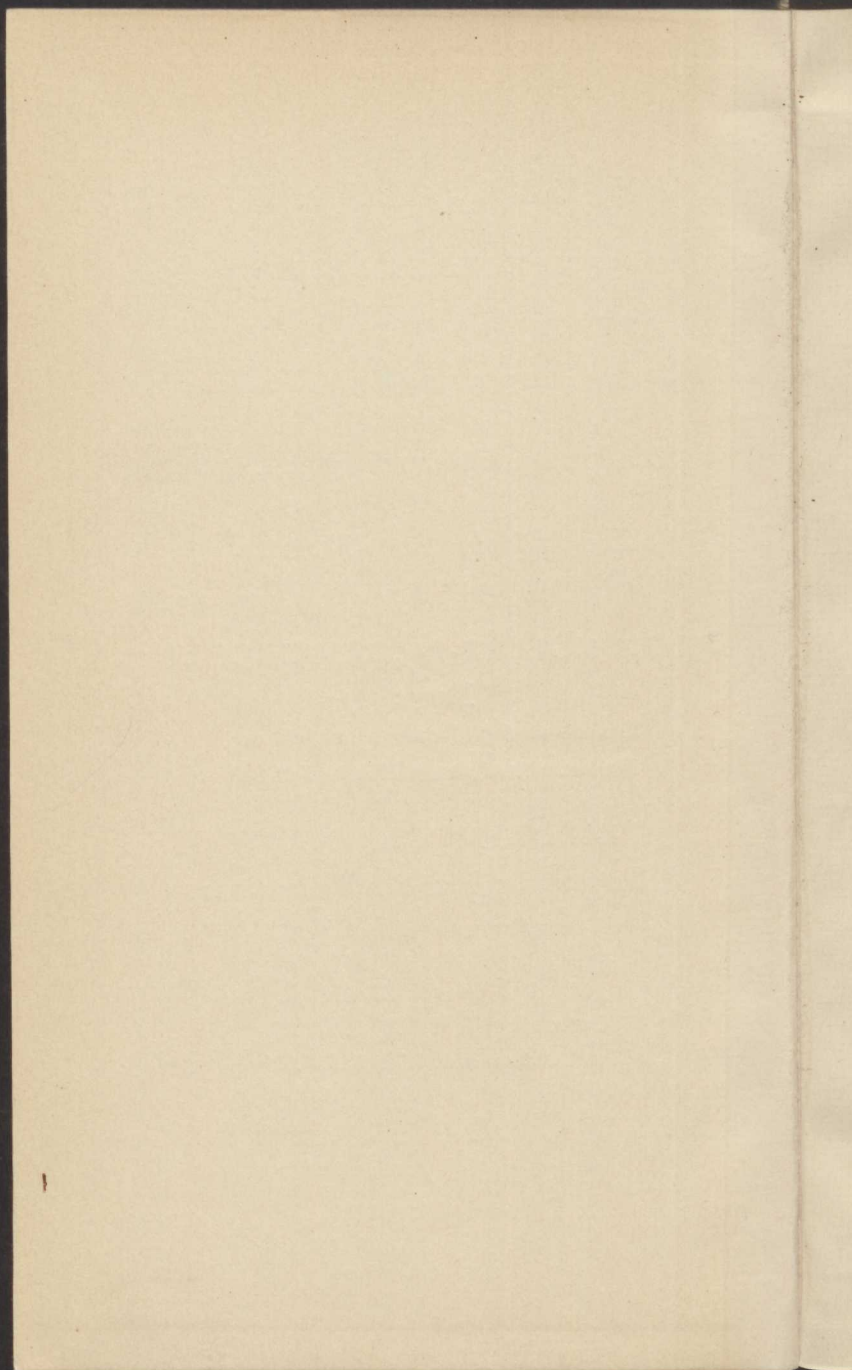
Neuerscheinung Herbst 1936

Jeder dieser Bände

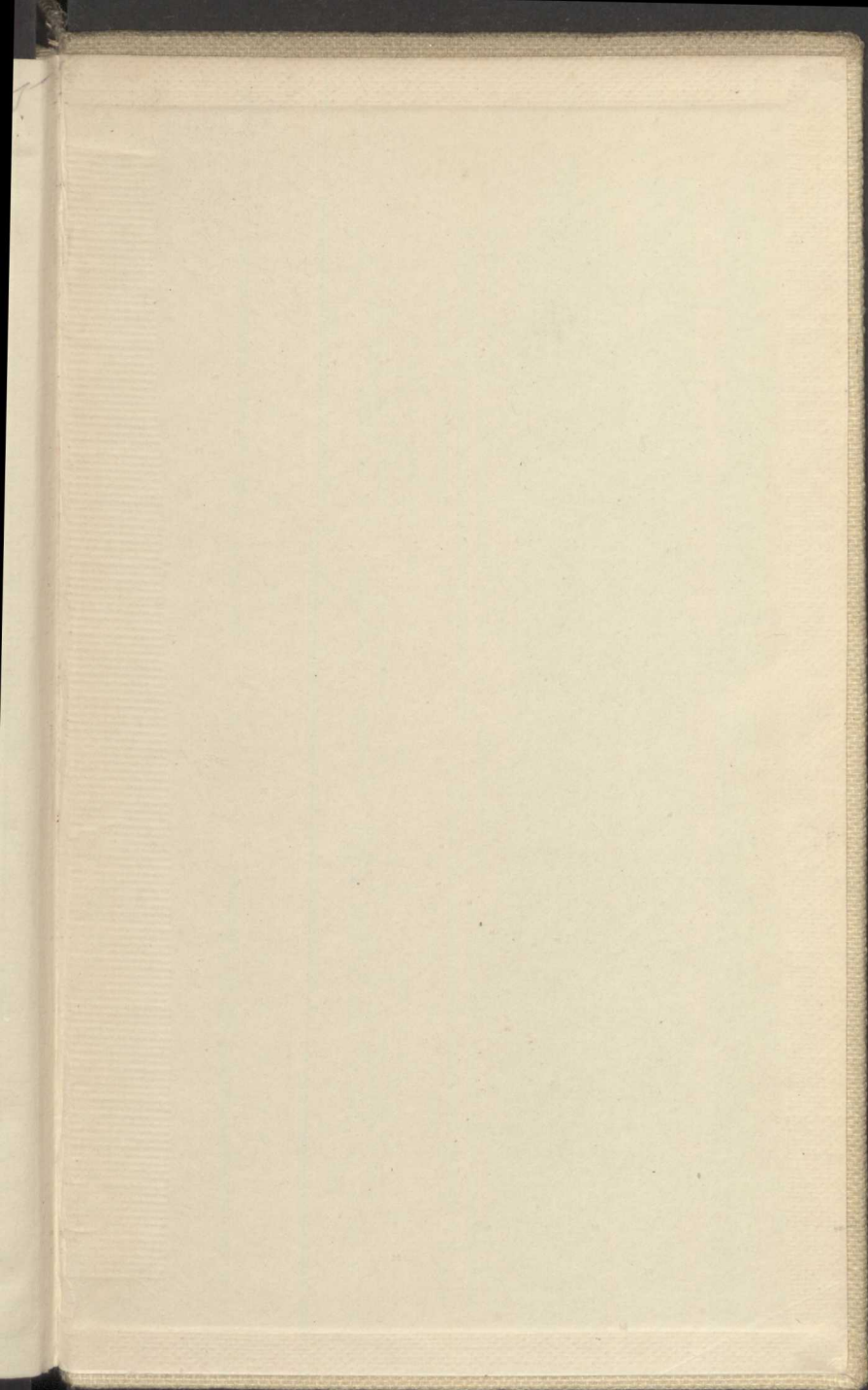
Kartonierte RM 2.85, ö. S. 5.40

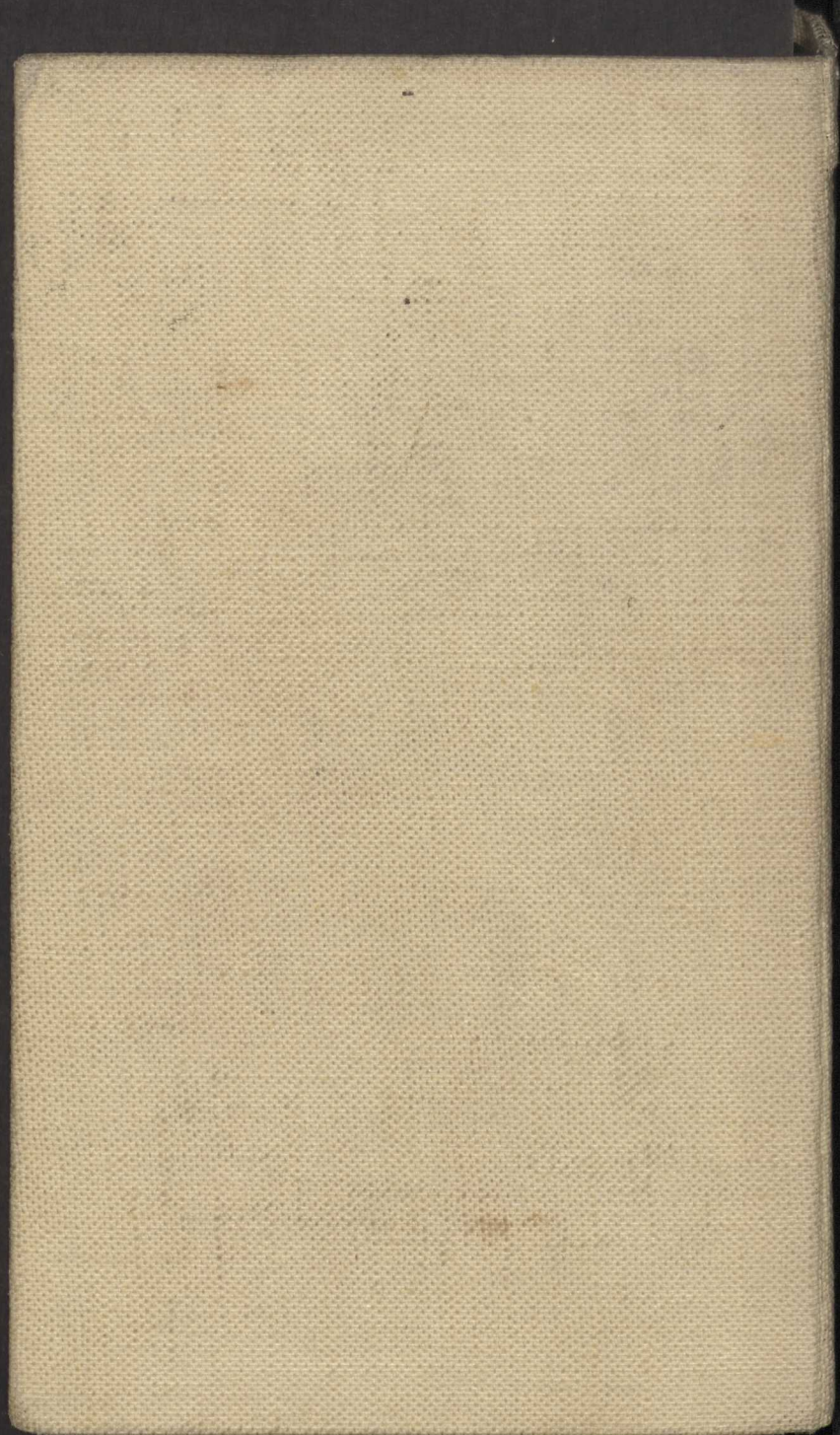
in Leinen RM 3.75, ö. S. 7.02

RALPH A. HÖGER VERLAG



no 4375





71898

Kacinty
Selbst-
Gespräche
in der
Badewanne